„Zu Straßburg auf der Schanz.“

Dorfsagen.

Von

K. H. Caspari.

Dritte Auflage.

Stuttgart, 1865.
Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

„Zu Straßburg auf der Schanz.“

„Komm, Bursch, sing' uns das Lied von gestern Abend,
Gib Acht, Cesario, es ist alt und schlicht:
Der Spinner und der Stricker an der Sonne,
Die jungen Mägdlein, wenn sie Linnen bleichen,
So pflegen sie's zu singen; 's ist einfältig,
So wie die alte Zeit.“ —

Shakespeare's „Was ihr wollt.“

Es war an einem Frühlingsabend. Ein starkes Gewitter war über das Dorf gezogen; oben über dem Thale hingen noch schwere schwarze Wolken, und aus dem Gebirge rollte noch hie und da der Donner, als ob er grollend und unmuthig, wie ein zum Abzug gezwungener Feind, dem blauen Himmel mit dem Wiederkommen drohe, der sich über dem Dorfe ausgebreitet hatte. Die Strahlen der Abendsonne spiegelten sich in unzähligen Regentropfen, die noch frisch im Gebüsche hingen, und, von Zeit zu Zeit durch einen warmen Wind niedergeschüttelt, schwer und dicht auf den grasigten Boden fielen.

Die Leute waren aus den Häusern getreten und standen in einzelnen Gruppen bei einander, wie man's nach einem

Gewitter auf den Dörfern im Brauch hat, an dem warmen, frischen Erdgeruch sich erfreuend, oder halfen nach mit ländlichen Geräthschaften, daß das Regenwasser, welches in ihren Höfen sich gestaut hatte, in der großen Rinne sich sammeln konnte, die in der Mitte der Straße angelegt war und in den vorbeifließenden Bach mündete.

Auf der Bank vor dem letzten Hause des Dorfes saß eine alte Frau und war beschäftigt, aus dem Vergißmeinnicht, das ein junges Mädchen in Büscheln mit großem Eifer aus der nahen Wiese herzuholte, einen Kranz zu winden. Der Kranz war eben fertig geworden, und die Alte hatte ihn vor sich hin auf den steinernen Tisch gelegt und blickte sinnend aufwärts, den Kopf in ihre beiden Hände gestützt.

„So, Base," sagte das Mädchen, „der Kranz ist fertig, soll ich ihn jetzt auf den Gottesacker tragen und an das Kreuz hängen?"

„Nein, nein!" erwiederte die Alte, „ich muß es selbst thun. Heute zwar nicht mehr, — meine alten Augen haben heute schon mehr als zu viel Wasser vergossen, — aber morgen in der Frühe will ich ihn hintragen, und du magst ihn heut' Nacht in's Wasser legen, damit er frisch bleibt."

„Er wird auch heute keine Zeit haben," fuhr sie leiser fort, wie mit sich selber redend, „an die alte Lore zu denken und ihren Kranz, denn die Herrlichkeit des HErrn ist groß, die nun vor seinen Augen aufgethan ist, und der Morgenglanz der Ewigkeit, der ihm jetzt seine Strahlen zu Gesichte

bringt, und dem, welchen sie in Straßburg begraben haben, wird er auch viel zu antworten und zu erzählen haben; denn es sind fünfzig Jahre her, daß sie von einander Abschied genommen haben. — Ach! das war ein böser Abschied, aber das Wiedersehen wird um so fröhlicher sein, denn er hat ein gut Gewissen mit hinüber genommen."

„Base," hub das Mädchen wieder an, „als die Leute heute den Soldaten-Andres begruben, haben sie alle bitterlich geweint, und die alten Männer haben gesagt: ‚O, das ist eine treue Seele gewesen, Gott hab' ihn selig!'"

„Haben sie?" sagte die Alte, und ein Zug von Freude ging über ihre alten Züge, wie ein schneller Blick der Abendsonne. „Ich habe nicht auf die Andern gehört, sondern hatte mit mir selber genug zu thun, — aber es ist schön, daß sie ihm die Wahrheit nachreden, er hat's wohl verdient um ihn und um mich," und dann versank sie wieder in ihr Schweigen.

„Base," fuhr das Mädchen fort, „als ihr mit zur Trauer ginget, sagten sie auch: ‚Nun wird's die alte Lore auch nicht mehr lang treiben, denn der Andres wird ihr zu sehr abgehen.' Habt ihr denn den Andres gerne gehabt, und warum habt ihr ihn dann nicht geheirathet? Die Leute sagen, der Andres hab' es immer im Sinne gehabt."

„Ach! die Leute reden viel, die jungen mein' ich, die alten wußten's besser, und der Andres auch, die treue Seele. Der hat niemals daran gedacht, seit fünfzig Jahren wenig-

stens nicht mehr," erwiederte die Alte und schaute wieder still vor sich hin.

„Hab' ich euch wehe gethan?" fragte das Mädchen wieder nach einer Weile. „Meine Mutter, als sie mich zu euch in's Haus that, hat mir beim Abschied anbefohlen, daß ich euch nie fragen möchte, warum ihr und der Andres so gute Freunde wäret, aber es ist eben so die Rede darauf gekommen."

Thut nichts, Josephe, thut nichts," sagte die Alte sanft. „Wüßte auch nicht, warum ich vor meiner Gothe Kind ein Geheimniß haben sollte, wo ich keines vor unsrem Herrgott zu haben brauche.

Unsere Freundschaft schreibt freilich sich von lange her. Denn 65 Jahre ist eine lange Zeit auf dieser Welt.

Damals waren wir Nachbarskinder und gingen den Schulweg mit einander, und mochte keines gerne ohne das andere sein, und unsere Eltern hatten ihre Freud daran; denn sie hatten unserthalben schon lange einen Plan mit einander gemacht. Als der Andres sechszehn Jahre alt war, starb sein Vater und bald darnach auch seine Mutter. Da ward mein Vater sein Vormund und nahm ihn zu sich in's Haus, und hielt ihn wie seinen Sohn, denn er hatte es seiner Mutter auf ihrem Sterbebette so in die Hand versprochen.

Reich war ich nicht und der Andres auch nicht, denn sein Vater war kein guter Haushalter gewesen; doch hatten wir mit Gebet und Arbeit unser Brod und brauchten auch in der theuren Zeit nicht zu darben. Die Leute heutzutage

haben größere Häuser und schönere Kleider und machen sich viel mehr gute Tage, aber sie glauben nicht mehr dem Spruch: „Es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen." Drum sind sie doch eigentlich viel ärmer, spüren überall bittern Mangel und haben Ursache genug, zu klagen über die bösen Zeiten.

Einmal meinte der Andres, wenn unsre beiden Gütchen in eins zusammen gethan würden, könnte schon ein hübsches Bauerngut daraus werden. Ich dachte nichts bei den Worten, — was kümmerte mich großes oder kleines Gut? — Da er mich aber ansah dabei, als ob er eine Antwort erwarte, und mit einem traurigen Blick sich auf die Seite wandte, als er keine bekam, ward ich doch aufmerksam und dachte darüber nach, was er wohl eigentlich gemeint haben könnte. Mein Vater hatte auch schon hie und da eine ähnliche Rede fallen lassen und auch die Nachbarsleute, und nun setzte ich mir das Alles zusammen und verstand bald so viel, daß ich und der Andres einst ein Paar werden sollten.

Es that mir wehe! — Denn war ich ihm auch gut von Herzen, so hatt' ich ihn doch nicht lieb in der Weise, daß ich ihn einst zum Manne hätte nehmen wollen, wie sehr er es auch verdient hätte.

Warum war des reichen Wilm sein Franz mir lieber? Sieh hinunter! Dort wohnte er in dem steinernen Haus mit dem großen Thore, in dem Haus, worin jetzt der Andres gewohnt hat. Seine Mutter war gestorben, als er noch nicht ein Jahr zählte, und war reicher Leute Kind ge-

wesen, und jeder Vater im Dorf würde seine Tochter glücklich gepriesen haben, wenn der Franz um sie angehalten hätte. Aber deßwegen liebte ich ihn nicht mehr, als den Andres, — o nein, nein! — wie gesagt, ich war damals noch ein unbesonnenes, leichtfüßiges Ding, das wenig nach Geld und großen Häusern fragte.

Oder war er besser von Gemüth, als der Andres? Das auch nicht, Josephe. Er hatte wohl ein gutes Herz, aber dabei einen hitzigen, trotzigen Kopf, so einen, der im Augenblick durchsetzt, was Jahre lang gereuen kann, — ach! der hat ihn in's Unglück gebracht. Nun kurz, er hat seine Fehler schwer gebüßt, und lieb hab' ich ihn gehabt, viel lieber, als man einen Menschen haben soll. Warum aber, das hätt' ich nicht sagen können. Ging es doch dem Andres gleich also. Man sagt: „Gleich und gleich gesellt sich gern," aber zwischen den beiden war es nicht an dem. Der Franz war rasch zum Guten wie zum Bösen, waghalsig, aufbrausend, lauter Feuer und Flamme, wo sich's einmal um seinen Willen handelte, mocht' es ihm frommen oder nicht. Und der Andres war von Allem das gerade Gegentheil, und doch hat er den Franz auch so lieb gehabt und ist ihm ein Freund gewesen, wie in dieser Welt selten einer gefunden wird.

Der Franz aber und ich hatten schon lange uns verstanden und betrachteten uns als einander angehörig. Ich hätte mich also nicht verwundern sollen, als er eines Abends zu mir unter die Hausthüre trat und sagte: „Bind' mir

einen Strauß aus deinem Garten!" und nachdem ich's gethan, mich fragte: „Lore, du willst doch mein Weib werden?" — Doch es ist wohl schon Mancher erschrocken, wenn er seine eigenen Gedanken zum ersten Mal aussprechen hörte, und so erschrack ich auch. Denn mit einem Mal fiel mir der Unterschied zwischen des reichen Wilm seinem Franz und meines Vaters Tochter auf's Herz.

Ich erschrack also und sagte: „Ja, Franz, so Gott will und dein Vater."

„Gott will es, Lore," sagte er rasch, „das spüren wir, denk' ich, alle beide, und so wird's mein Vater wohl auch wollen."

„Wenn der aber nicht will," erwiederte ich ängstlich, „so will Gott auch nicht, und dann müssen wir wohl oder übel uns auch darein geben, denn Eltern Segen ist Gottes Segen."

„Laß mich nur machen, bis morgen werd' ich wissen, woran wir sind." —

Ich konnte die Nacht hindurch kein Auge zuthun, — bald hoffte ich, weil sein Vater ihn als den einzigen Sohn sehr lieb hatte, und auch die alte Ursel, die ihm das Hauswesen führte, mich wohl leiden konnte, bald ängstigte mich wieder der Alte, denn er war als geizig, stolz und hart ausgeschrieen, und mein Vater war arm und wurde nur zu den kleinen Leuten im Dorf gezählt, am allermeisten aber ängstigte mich der Franz, dessen trotzige Gemüthsart ich kannte.

Am Morgen kam der alte Wilm die Straße herauf.

O wie pochte mir das Herz, als ich ihn den Weg nehmen sah auf meines Vaters Häuschen zu! Er ahnte es nicht, was aus diesem Gang noch Alles kommen werde, sonst wäre sein Schritt nicht so rasch und laut gewesen, und sein Angesicht nicht so stolz, als er in unser Stüblein trat, in welchem wir gerade den Morgensegen gebetet hatten, und der „Gute Morgen“ nicht so barsch, den er meinem Vater gab.

Er wehrte ab mit der Hand, als ich ihm zitternd einen Stuhl herbeitragen wollte, und sagte, zu meinem Vater gewendet:

„Balthes, es ist nicht fein von euch und eurer Tochter, daß ihr auf meinen Franz euer Absehen habt. — Aus der Sache wird nichts! — Kann sein, daß es euch gut thun könnte, wenn ihr sie an einen rechten Mann bringt, bleibt aber bei Euresgleichen und haltet euch schön herunter zu den Niedrigen. — Und sie, Jungfer,“ sagte er zu mir, „laß sie meinen Sohn ungeirrt. Er hat einen harten Kopf, ich aber auch, und wenn sie nicht guten Rath annehmen will, wird sie's gereuen. Denn Spaß versteh' ich darin nicht; Punktum!“

Mein Vater verschwor sich hoch und theuer, daß ihm von der ganzen Sache nichts bekannt sei. „Das könne nur so ein Leutegerede sein. Er sei wohl arm, halte aber auch was auf seine Ehre, und ehe seine Tochter in ein Haus sich eindrängen sollte, wo man sie wie eine Betteldirne ansehen

würde, wolle er lieber selber den Bettelsack auf den Rücken nehmen." Mich fragte er, ob mir etwas von der Sache bekannt sei? — ich mußte weinen und konnte es nicht leugnen, doch sagte ich, daß ich dem Franz nie eine Aufmunterung gegeben, sondern gestern ihm gesagt habe, daß ich wider seines Vaters Willen ihm niemals das Jawort geben werde, und jetzt, wo dieser seinen Willen mir so rundweg und deutlich gesagt, seien ich und sein Sohn geschiedene Leute.

„Das will ich auch hoffen," sagte der Alte, „nichts für ungut!" und ging trotzig von dannen.

Ich fürchtete nun schwere Vorwürfe von meinem Vater, aber er war mehr traurig als zornig, und gab mir kein unschönes Wort.

Kaum war der Alte die Straße hinabgegangen, als der Franz in unsere Stube trat. „Ist er da gewesen?" sagte er hastig, „kehrt euch nicht an das, was er geredet hat. Was ich will, das muß doch geschehen!"

„Nein, nein, Franz," sagte mein Vater, „was Gott will, das muß geschehen. Seine Gedanken sind aber nicht eure Gedanken. Dein Vater ist hier gewesen und hat meiner Tochter Vorwürfe gemacht, so daß ich sie nicht mehr als meine Tochter ansehen will, wenn sie noch mit einem Gedanken an dich denkt."

„Hat er?" fuhr der Franz auf, „das soll er schwer" —

„Still, still, mein Sohn, du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß dir's wohl gehe und du

lange lebest auf Erden," sagte mein Vater. „Geh' mit Gott, aber wiedersehen unter meinem Dach will ich dich nie mehr; merk' dir's — nie mehr! — Und du, Lore, wirst auch wissen, was du zu thun hast. Die Sache wäre jetzt abgemacht."

„Ja wohl," sagte ich und trat vor den Franz, „ich bin nicht böse auf dich, aber ich habe unbesonnen gethan, wie ein loses Weltkind, und nun werden wir beide dafür gestraft. Ich hätte mir's vorher sagen können, wie es kommen mußte!"

„Was?" schrie der Franz und seine Augen blitzten, daß mir davor graute, „du willst dein Wort brechen?"

„Ich hab' dir noch keines gegeben, Franz; aber wenn ich's auch gethan hätte, so muß ich's brechen und ich will's! Lebe wohl, Gott sei mit dir und mit mir!"

Eine Weile sah er mich starr an, dann sprach er: „Nun gut, so lebe wohl, aber siehe wohl zu, daß es dich nicht gereut; ich weiß, was ich thun will."

„Franz," rief ich ihm nach, „Welt Rath wilder Rath!" Er aber verließ hastig, wie er gekommen, unsere Stube.

Mein Vater war ein Mann von wenig Worten und traute mir in allen Stücken, denn er hatte mich von früh an zur Wahrhaftigkeit erzogen, — drum ging er, wie es schien, gleichgiltig fort in's Feld.

Ich setzte mich an's Spinnrad, — aber es lag mir so schwer, so schwer auf dem Herzen, und während das Rad schnurrte, so war mir's immer, als ob ich Jemand vor meinen Ohren singen hörte: „Stirb Lieb und Freud, stirb Lieb und Freud!"

Es kam der Abend heran und ich verlor mich ganz in meinen Gedanken, dann kamen mir die Lieder in den Sinn, die wir so oft fröhlich auf dem großen Platz vor meines Vaters Haus, wenn der Franz auch dabei war, in den Sommerabenden gesungen:

Wenn ich schon kein'n Schatz mehr hab',
Werd' ich bald ein'n finden,
Geh' das Gäßlein auf und ab,
Geh' das Gäßlein auf und ab,
Komm' ich an die Linden.

Als ich an die Linde kam,
Stund mein Schatz daneben,
Grüß dich Gott, herztausender Schatz,
Grüß dich Gott, herztausender Schatz,
Wo bist du gewesen?

Da wo ich gewesen bin
Darf ich dir wohl sagen:
Bin gewesen im fremden Land,
Bin gewesen im fremden Land,
Hab' ein Lieb gefunden.

Ei, du herztausender Schatz,
Bist du falsch gewesen?

Behüt' dich Gott und tröste mich,
Behüt' dich Gott und tröste mich
Durch ein selig Ende.

Wie gesagt, es war Abendzeit, und im Dorf fingen sie auch an zu singen. Der Gesang wurde lauter, ich hörte sie jauchzend die Straße herauf kommen, dazwischen sangen einzelne Stimmen:

O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt,
Darinnen liegt begraben
Ein manniger Soldat.

Ein mancher und schöner,
Auch tapferer Soldat,
Der Vater und lieb' Mutter
Böslich verlassen hat.

Verlassen, verlassen,
Es kann nicht anders sein,
Zu Straßburg, ja zu Straßburg
Soldaten müssen sein.

Je näher sie kamen, desto größer und lauter ward das Rennen und Laufen über die Straße, als ob etwas Besonderes vorginge, — doch wenn man sein Leid hat, plagt einen die Neugierde nicht, und ich hätte auch heute mein Gesicht nicht am Fenster zeigen mögen. In dem Augenblick fuhr meine Thür auf und der Andres stürzte herein: „Lore, Lore, weißt du's schon? Der Franz hat Handgeld bei den

Werbern genommen, die in der Stadt liegen. Er war eben mit dem Korporal bei seinem Vater, und die Leute sagen, es wäre noch Zeit gewesen, der Korporal hätte dreihundert Gulden genommen und den Franz wieder freigelassen; der Alte aber habe gesagt: ‚Nicht einen Kreuzer gebe ich für den Buben aus, habe er sich die Suppe eingebrockt, möge er sie auch auseſſen.' Da muß er nun mit. Eben ziehen die Soldaten die Straße hinab mit dem Franz; sie singen, der aber geht einher, als ob er auf's Hochgericht müßte."

Ich hatte kaum so viel Kraft, um vom Stuhl aufzustehen und an's Fenster zu laufen. Ich konnte sie noch sehen, ehe sie unten um's Eck bogen. Es waren sechs Soldaten, von denen zwei den Franz am Arm führten. Ein großer Haufe Leute aus dem Dorf folgte.

Der Franz hatte einen Strauß auf dem Hut mit langen, wehenden Bändern, und wandte sich um und warf einen Blick nach unserem Haus. Unsere Augen begegneten sich. Ach, es war ein trauriger Blick, der mir in's Herz schnitt, und den ich heute noch nicht vergessen habe. Es war offenbar, daß ihn jetzt schon reute, was er gethan hatte. Ich rang die Hände und wollte rufen: „Franz, Franz!" aber die Brust war mir wie zusammengeschnürt und ich konnte kein lautes Wort hervorbringen.

Die Soldaten aber sangen, während sie um's Eck zogen:

Und wenn du mir gäbest
Selbst noch so vieles Geld,
Muß doch dein Sohn jetzt sterben
In weiter, breiter Welt.

In weiter, in breiter,
Allvorwärts vor dem Feind,
Wenn gleich sein schwarzbraun Mädchen
So bitter um ihn weint.

Jedes Wort war mir ein Stich in's Herz. „O Alles, Alles verloren! Stirb Lieb und Freud, stirb Lieb und Freud!“ sagte ich vor mich hin und sank weinend auf meinen Stuhl zurück. —“

Die Alte, als sie so weit erzählt hatte, nahm den Vergißmeinnichtkranz in die Hand, rückte einige Blumen zurecht und band sie mit dem weißen Faden fest und sagte leise: „Ja, Welt Rath wilder Rath. Sie hatten ihm zugeredet, der Alte werde ihm zu Willen sein, wenn er sähe, daß es ihm Ernst sei — und er hatte dem Rath gefolgt. Und bei dem Alten hieß es auch: Welt Rath wilder Rath. Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn, — ein gut Wort hätte wohl noch eine gute Statt bei ihm gefunden. — So haben beide an ihrem Unglück gearbeitet, und als sie fertig waren, ist's ihnen schwarz und grausig über den Kopf gewachsen.

Als ich wieder zu mir kam, wollte ich den Andres noch ausfragen, aber er hatte unbemerkt die Stube verlassen. Mein Vater aber stand vor mir und sagte:

„Der Franz ist fort unter die Soldaten. Der Alte ist hart gewesen gegen sein eigen Fleisch und Blut — ich hätte nicht so sein mögen, — doch es ist seine Sache, und uns will's nicht anstehen, ihn zu richten. — Was hat der Andres? Er ist mir eben auf der Treppe begegnet und sah ganz bleich und verstört aus."

„Ich weiß es nicht," sagte ich, „er ist ein Kamerad von ihm gewesen, und das ist ja eine Geschichte, daß einem wildfremden Menschen das Herz darüber brechen könnte.

„Es ist wahr, der Junge dauert mich, obwohl er uns arg in's Gerede gebracht hat."

Von nun an war mir's, als ob die ganze Welt trüb und traurig geworden. Der Herbst kam und die Blätter fielen von den Bäumen, und die Vögel sammelten sich und zogen weiter, — warum sollten sie's nicht! hier war ja alle Lust und Freude gestorben. Ich war wie umgewandelt. Meine Gespielen sagten, ich sei ja gar nicht mehr zum Kennen. Ich ging nicht mehr zum Tanz und zur Spinnstube, und über die Lieder, die wir so oft am Bach oder unter der Linde gesungen, mußt' ich weinen, und es war mir nicht wohler, als wenn ich allein war.

Mein Vater war auch immer so stille, und der Andres that mir Alles, was er mir an den Augen absehen konnte, und suchte manchmal ein Gespräch mit mir anzufangen, — aber ich sah es deutlich, er that sich Gewalt an, und es lag der Kummer und der Brast bleischwer auch über seiner Seele. Ich fragte ihn manchmal, ob er nichts von dem

Franz gehört hätte, da ward er jedesmal noch trauriger und sagte, der Vater habe schon einen Brief von ihm bekommen, — das habe man von dem Boten erfahren, — aber er gedenke sein mit keiner Silbe.

Mein Vater sagte, als es auf's Frühjahr zuging, er werde alt und könne der Arbeit immer weniger vorstehen, und es sei ihm lieb, wenn er einen Schwiegerson bekomme, und der Andres sei gar ein wackerer Bursche und er habe sein ganzes Vertrauen auf ihn gesetzt; aber ich erwiederte: „jetzt sei mir's noch unmöglich, an's Heirathen zu denken, er solle nur langsam thun und mich nicht drängen, es würde Alles noch recht gut werden." Seitdem kam der Andres mir nur noch trauriger vor, als vorher.

Beinahe ein Jahr war vergangen, und wir hatten kein Sterbenswort von dem Franz gehört. Da kam eines Abends, als mein Vater gerade abwesend war, die alte Ursel in mein Haus, die des Wilm Haushälterin gewesen und den Franz groß gezogen hatte, und sagte:

„Ich sollte eigentlich Euer Haus nicht betreten, Jungfer Lore, denn mein Herr hat mir's streng verboten, — aber es bricht mir das Herz, wenn ich nicht mit einem Menschen über meinen Jammer reden kann.

„Der Franz hat geschrieben von Straßburg — schon zweimal, — und ach, Lore, es ist herzzerreißend, wie es ihm geht. Er bittet seinen Vater um Gottes Barmherzig-

keit willen, daß er ihn loskaufen möchte. Er könne unter dem wüsten Volk nicht mehr länger bleiben, oder es gebe ein Unglück, denn Noth kenne kein Gebot. Er wolle gewiß Alles thun, was er ihm an den Augen absehen könne, wenn er ihn wieder heim nähme, er wolle auch kein Wort mehr vom Heirathen sagen und hoffen, daß ihm, seinem Vater, Gott das Herz schon lenken werde, wenn es so sein solle. So aber könne er's nicht länger ertragen, sein blauer Rock, wenn er ihn anziehen müsse, komme ihm vor, wie sein Todtenhemd, und jeden Abend, wenn er sich niederlege, wünsche er, daß er nicht mehr aufwachen möge. Ach, das arme, junge Blut!

„Ich habe den Alten auf den Knieen um Barmherzigkeit gebeten und ihm Himmel und Hölle vorgestellt, und daß es gewiß ein Unglück geben werde, — denn ich kenne den Franz von klein auf, — aber der Alte will keine Vernunft annehmen. „Da vergingen ihm auch die unnützen Gedanken," sagt' er, „und wer dem Vater nicht folge, müsse dem Kalbfell folgen. Er wolle ihn schon mürbe werden lassen"

„Ach, Lore, liebes, gutes Kind, wenn du keinen Rath weißt, vergeh' ich vor Angst. Ich bin unschuldig daran, aber du wirst sehen, es nimmt ein böses Ende, denn der Alte hat ein Herz wie von Stein, und der Franz hat den tollen Kopf von ihm geerbt, obwohl er so gut ist und das Hemd vom Leibe verschenken kann, und sich leiten läßt wie ein Lamm, wenn man gute Worte ausgibt.

„Ach, gib mir einen Rath, — du bist ein kluges, verständiges Kind, und hast ihn auch lieb gehabt, und es wäre doch viel besser, ihr heirathetet einander, als daß der arme Junge so schändlich zu Grunde geht.“

Ich mußte meinem Vater gehorchen und sagte: „so leid mir auch der Franz thue, sei ich doch die Letzte, die da hinein ein Wort reden könne.“ Aber du mein Gott, dieß hatte noch gefehlt, um mich ganz unglücklich zu machen. Nun wußt' ich meines Elends gar kein Ende mehr.

Niemand als dem Andres konnt' ich mein Herz ausschütten, und sagte, daß gewiß das Schlimmste geschehen werde, weil er dort bei den Soldaten gar keinen guten Freund an der Seite haben und kein christlich Wort hören werde. Der meinte wohl, ich sehe Alles zu schwarz, aber er wurde nach jedem solchen Gespräch so still und traurig, daß ich mir nicht mehr davon zu reden traute und all' meine Gedanken in mein Herz verschloß, und die Last je länger je schwerer werden fühlte.

Merk' wohl, Josephe, der Andres liebte mich wohl ebenso, wie der Franz, und wünschte, daß ich sein Weib werden möchte, und er durfte es mit gutem Gewissen — denn mein Vater wollte es auch, — doch er hatte auch etwas von der Liebe, die nicht das Ihre sucht, und die nicht vom Fleisch und Blut, sondern vom Geist des HErrn geschafft wird in den Herzen. Er hatte das Joch getragen in seiner Jugend, und das, Josephe, ist ein köstlich Ding einem Menschen. Sie haben ihn wohl oft verspottet wegen

seines stillen, gelassenen Gemüths, und ihn ein verzagtes und blödes Bürschlein gescholten, weil er seinen Wunsch und Willen dem Willen Gottes anheimgestellt hat, aber hernach haben sie's anders gelernt und haben's wohl erfahren, daß die da gelernt haben stille sein, stark seien auch vor den Augen der Weltkinder.

Es ging auf's Frühjahr zu, wie gesagt, und ich saß eines Abends wieder an meinem Spinnrad und dachte meinem Kummer nach. Da war mir's gerad, als ob ich dem Franz sein Todtenhemd spänne, und ich netzte den Faden mit meinen Thränen. Der Andres kam heim vom Feld, und ob ich wohl schnell ein Gespräch mit ihm anfangen wollte, merkte er's doch, was mir auf dem Herzen lag, und sagte:

„Ich sehe es wohl, Lore, du denkst an den Franz. Es geht mir auch so. Ich habe Tag und Nacht keine Ruhe, denn er ist mein bester Freund gewesen. O wie oft denk' ich, wenn ich nur bei ihm wäre in Straßburg. Ich kann etwas aushalten und bin der guten Tage nicht gewohnt, und würde keiner Seele fehlen, als vielleicht deinem Vater, der aber trotz seines Alters rüstig genug ist, um dem Hauswesen noch eine Weile vorzustehen, und du würdest weniger bekümmert sein, wenn du mich auch in Straßburg wüßtest, und der Franz würde dann seine Zeit aushalten, — denn er hat sich oft von mir etwas sagen lassen."

„Das ist wohl wahr, Andres," sagt' ich, „aber wie solltest du nach Straßburg kommen?"

„Nun, kümmere dich nicht, guter Rath kommt oft über Nacht. Ich hab' heute noch einen Gang in die Stadt zu machen, — da will ich sehen, was sich thun läßt.

„Leb' wohl, und was du auch von dem Andres hören solltest, so denk', er ist nur seinen eigenen Gedanken gefolgt. Sein Herz ist nicht falsch gewesen, und er hat seinen Freund nicht vergessen, und vielleicht will Gott seinen Segen dazu geben, daß eine böse Sache noch ein gutes Ende nimmt."

Er gab mir die Hand und wollte noch etwas sagen, aber seine Augen wurden feucht und seine Lippen zitterten, und er wandte sich und ging schnell davon.

Ich konnte auch vor großer Traurigkeit mich nicht besinnen, was er wohl zu thun gedenke, — denn großes Leid schließt etlichen Menschen das Herz auf für Andere, etlichen aber schließt es das Herz zu und macht sie eigensüchtig. Er kam die Nacht nicht mehr zurück. Er hatte in der Stadt sich anwerben lassen unter das Regiment des Franz, und am folgenden Morgen war er bereits auf dem Weg nach Straßburg. Der Bote hatte ihn abziehen sehen, und die Nachricht nebst einem Gruße von ihm uns aus der Stadt mitgebracht.

Das war Liebe, Josephe, christliche Liebe, und die ist stark wie der Tod, ja noch stärker.

Nun verstand ich, was er am Abend vorher gesagt und warum er einige Tage zuvor in seiner Bibel den Spruch Römer am 9. unterstrichen hatte: „Ich habe gewün-

schet, verbannet zu sein für meine Brüder, die meine Gefreundte sind nach dem Fleisch," und ich machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich nicht besser auf meine Worte gemerkt hatte. Aber nun war es zu spät, und das Unglück des Franz konnte doch nicht mehr gewendet werden.

Nun höre wohl, Josephe, was ich dir zu erzählen habe.

„Der Sommer ging vorüber, und es waren jetzt zwei Jahre, daß der Franz sich hatte anwerben lassen, und etwa ein halbes Jahr, seit der Andres uns verlassen, da kommt der Bote und bringt einen Brief. Ich schrack zusammen, als ich ihn in den Händen hielt und sah nicht nach der Aufschrift. Ich wußte, daß er von ihm war, dem Franz. Ich will dir ihn lesen."

Die Alte griff langsam in die Tasche und brachte einen Brief hervor und faltete ihn auseinander. Das Papier war mürb und bruchig und die Tinte gelb geworden, und hie und da waren die Buchstaben verwischt und unleserlich.

„Meine Thränen sind darauf gefallen," sagte sie, „und haben's verwischt, aber es thut nichts, ich kann ihn auswendig." Sie rang offenbar nach Fassung und machte mehrmals vergeblich den Versuch, zu lesen.

„Ah," sagte sie, „was ist doch so ein Menschenherz für ein trotzig und verzagt Ding. Es ist doch des HErrn Wille

gewesen, und Gottes Wille guter Wille, und ich habe gerungen und obgesiegt durch Beten, aber das blinde Herz will es immer wieder besser wissen und nicht stille sein und harren, auf daß es stark werde."

Endlich hatte sie sich gefaßt und las:

„Straßburg, am Michaelistag 1748.

„Liebe Lore, du mein herzallerliebster Schatz!

„Wenn dich diese Zeilen bei guter Gesundheit antreffen, wirst du denken, der Franz habe noch immer seinen alten Kopf und meine, es müßte sein, daß du sein Weib würdest, — aber das ist jetzt aus, und wenn du meinen ganzen Brief gelesen hast, wirst du nicht böse sein, daß ich dich meinen herzallerliebsten Schatz nenne, denn jetzt wird's Niemand mehr schaden und Keinen mehr verdrießen.

Ach, mein Herz ist ja allezeit bei dir gewesen, wiewohl ich im fremden Lande habe sein müssen, und du hast mich auch nicht vergessen, — der Andres hat mir's wohl gesagt, — und daß ich das weiß, ist meine einzige Freude, die ich in dieser bösen, falschen Welt noch habe. Ich will auch daran denken, wenn ich nun dieselbe verlassen soll und mein junges Leben verlieren! Es wird mir weh' geschehen und dir auch, wenn du es hören wirst, aber Gottes Wille geschehe.

Liebe Lore, ich habe dreimal an meinen Vater geschrieben, aber er hat mir gezürnt, weil ich weggelaufen bin und

hat keine Antwort gegeben. Es ist auch nicht recht von mir gewesen, denn ich hatte es wohl gelernt: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden. Das ist mein erstes Unglück gewesen. Hernach habe ich nicht bedacht: Es ist deiner Sünde Schuld, daß du so gestäupet wirst; und: Befiehl dem HErrn deine Wege und hoffe auf Ihn, Er wird's wohl machen. Das ist mein zweites Unglück gewesen, und darum werde ich jetzt gestraft. Du hast wohl recht gehabt: Welt Rath wilder Rath, Gottes Rath guter Rath. Wenn der Andres nur eher gekommen wäre, so wäre es nicht geschehen. Aber es hat nicht sein sollen, und so will ich nun auch meine Missethat tragen und nicht murren wider den Gott, der mich geschaffen hat.

Manchmal denk' ich wohl, sie hätten nicht so hart mit mir umgehen sollen, sondern ein Einsehen haben mit mir, und der Hauptmann hätte mich nicht zweimal sollen schlagen lassen, weil mein Zeugs nicht hell genug geputzt war, — denn ich war doch ehrlicher Leute Kind und hab' mich sonst allerwege rechtschaffen gehalten, und es war damals ein neblichter Morgen, — aber es ist nicht recht, den Leuten es nachzutragen, wo der liebe Gott einen strafen will, und ich hab's ihnen Allen verziehen und will auch dem Hauptmann keinen Groll nachtragen — gewiß nicht; und will denken wie David: Gott hat's ihn geheißen!

Sie konnten mich Alle nicht leiden, weil ich immer so

traurig war und nichts mitmachen wollte, und wie der Hauptmann sagte, daß ich viermal die Gasse laufen müßte, schlugen sie mich mit den Steigbügelriemen so unbarmherzig, als ob ich kein Mensch wäre, und weil ich nicht wimmern wollte, sondern die Zähne über einander biß, obwohl mir's auf dem Rücken brannte, wie von lauter glühendem Eisen, wurde der Hauptmann noch wüthiger und sagte: „Führt den Kerl nicht in's Lazareth, sondern mit den zwei andern Hallunken, die lange Finger gemacht haben, gleich zur Strafwacht auf 24 Stunden. Stellt ihn oben auf die Schanz, daß es ihm warm genug wird. Es muß ihn frieren, den Hund, weil er noch so mit den Zähnen klappert."

Dort standen wir in der heißen Sonne den ganzen Tag, und ich meinte jeden Augenblick, es sei mein Letztes. Vor Hitze und übergroßen Schmerzen ward ich fast wie unsinnig, und der Arm zitterte und zuckte mir, daß ich kaum den Säbel halten konnte.

Der Rhein floß hart unter der Schanze vorbei, und drüben lag das deutsche Land, und die Bauersleute waren auf den Wiesen, häuften Grummet und luden es auf die Wagen. Sie tragen andere Hüte hier zu Land und andere Mützen, aber es gemahnte mich doch an daheim. Am Berge drüben waidete eine Heerde, und ich hörte die Kuhglocken herüberklingen; herüben aber trommelten sie auf der Schanze und die Posten wurden abgelöst, nur wir Drei mußten stehen, weil wir Strafwacht hatten. Ach, da hab' ich wohl gedacht, wie der verlorne Sohn: Wie viel Taglöhner sind

in meines Vaters Haus, die Brods genug haben, ich aber vergehe in meinem Elend!

Ueber dem Rheine drüben läuteten sie darauf Feierabend, gerade wie bei uns im Dorfe, und die Leute nahmen die Rechen auf die Schultern und zogen heimwärts von den Wiesen. Der Hirtenbub trieb auch seine Heerde zusammen und zog mit ihr dem Dorfe zu und sang:

Wenn ich schon kein'n Schatz mehr hab',
Werd' ich bald ein'n finden;
Geh' das Gäßlein auf und ab,
Geh' das Gäßlein auf und ab,
Komm' ich an die Linden.

Ach, du herzallerliebster Schatz, da fiel mir die Linde ein im Dorf und wie wir so ein manches Mal das Lied mit einander gesungen, und wie sie jetzt auch daheim vielleicht mit einander singen, und wie du auf der Bank säßest unter dem Birnbaum, und wie ihr ausschauen würdet, wenn ich mit einem Male durch das Dorf herauf gegangen käme, — und jetzt stand ich hier auf der Schanze und war vor Schmerz kaum mehr ein Mensch, und die Traurigkeit kam über mich, daß ich meinte, das Herz müßte mir brechen.

Die zwei Kameraden mochten es mir anmerken und sagten: „Bruder, meinst du nicht auch, das ist ein Hundeleben, das wir hier führen müssen?"

„Ja," sagte ich, „das weiß Gott! es ist ein elend Leben, und ich wär's wohl zufrieden, wenn's heute schon ein Ende hätte."

„Ei," sagte der Andere, „damit hat's noch immer gute Wege, und wenn's Einem doch einmal um's Sterben ist, kann man gerade so gut erst noch einmal was andres probiren. Ich dächte, wir machten uns alle Drei, wenn's noch ein wenig dunkler geworden ist, in aller Stille die Schanze hinunter. Drunten steht ein Schelch, der bringt uns im Augenblick über den Rhein, und sind wir nur erst drüben, dann Adje Straßburg, Hauptmann und Stockwacht! dann wird schon Jeder wissen, wohin er sich zu wenden hat."

Ich mußte wohl daran denken, wie der Versucher auf der Zinne des Tempels sprach zu unserem HErrn Christus: Laß dich hinab! aber meine Traurigkeit war zu groß, und die Beiden sagten: „Hast du's noch nicht genug? willst du warten, bis der Hauptmann dich vollends todtgeschlagen hat? — denn er läßt nicht aus, wenn er auf Einen etwas hat. Vorwärts, vorwärts! denn die Gelegenheit kommt nicht wieder. Frisch gewagt ist halb gewonnen!"

Ich hörte immer noch den Hirtenbuben singen, und es war mir just, als säh' ich dich stehen und nach mir ausschauen mit sehnlichen Augen, und mein Vater kam mir nicht halb so hart mehr vor, und ich meinte, wenn ich nur keinen so harten Kopf haben und ihm gute Worte geben wollte, könnte noch Alles gut werden, und da hab' ich mich verleiten lassen und meinen Eid gebrochen, und bin ein schlechter, meineidiger Deserteur geworden, und wollte Gott und dem Hauptmann entlaufen. Aber Welt Rath wilder Rath!

Sie sahen uns von der Schanze aus, als wir in den Schelch gesprungen waren, und machten Lärm. Und sie waren im Augenblick am Ufer und schrieen uns zu: „Kehrt um oder wir schießen!"

Da fürchteten sich die Zwei und sagten: „Wir wollen umkehren," und trieben den Schelch zurück, ich aber stürzte mich in den Strom und dachte: ich will lieber ertrinken, als zu todt geschlagen werden! Ich kam auch glücklich über den Strom, obwohl sie mir nachschoßen und in dem Schelch mir nachfuhren, denn sie sahen mich nicht, weil es schon zu sehr dunkelte; aber als ich drüben an's Ufer kam und glaubte, es sei Alles überstanden, da ging mein Unglück an.

Ich sah Leute mit Fackeln am Ufer auf- und ablaufen und hörte rufen: „Achtung, daß ihr ihn greift, so wie er an's Land kommt!" — es mußten die Leute vom Werbkommando sein, die heute aus Deutschland eintreffen sollten mit den Rekruten, — und nun traute ich mich nicht an's Land, obgleich ich schon ganz von Kräften war. Aber der Schelch kam mir nahe, und die darin standen, hörten das Plätschern, — da mußt' ich doch an's Land.

Kaum daß ich an einem Weidenbusch mich hinaufgearbeitet hatte, fiel schon Einer über mich her, packte mich und warf mich zu Boden, und während wir mit einander rangen, schrie ein Anderer: „Festgehalten, Rekrut! festgehalten wie ein Bluthund, oder der Teufel soll dich holen, wenn du ihn losläßest!" Er war stärker als ich. Ich wehrte mich wohl wie ein verzweifelter Mensch, aber

er hielt mich, bis die Andern herzukamen und mich fest machten, und als sie mit den Fackeln herzuleuchteten und ich den Mann ansah, der mich gefangen hatte, kannte ich ihn wohl. Du wunderbarer Gott! — es war der Andres, der mit den Werbern gekommen. Liebe Lore, kümmere dich nicht — er hat's nicht gewußt, und es hat eben so sein sollen.

„Andres, Andres!" rief ich, „du bist es?" — Er erkannte mich jetzt auch und fiel mir um den Hals und schluchzte, und den Andern ging's doch auch an's Herz, als sie hörten, daß der Andres mein Freund sei und habe Handgeld genommen von wegen meiner. Aber was konnte das helfen?

Sie warfen mich in den Schelch und brachten mich zu den zwei Andern, die in der Wachtstube saßen, und führten uns alle Drei in die Stadt zurück vor des Hauptmanns Haus. Der fluchte und wetterte über uns und ließ uns krumm schließen und sagte: wir müßten Alle erschossen werden wie die Hunde. — Hätte er mich nur nicht gar so hart behandelt, so wäre es nicht so weit gekommen. Ein Mensch ist ein Mensch, und kann wohl sterben müssen wie ein Hund, doch kann er nicht so leben, — aber Gott verzeih's ihm, wie ich es ihm verziehen habe.

Am andern Morgen um 10 Uhr wurden wir vor das Regiment gestellt, und die Kameraden sagten, wir sollten um Pardon bitten. Meine zwei Mitgefangenen logen, ich hätte sie zum Desertiren überredet, und wenn ich nicht ge-

wesen, wäre ihnen nie ein Gedanke daran gekommen. So wären sie auch alsbald wieder reumüthig geworden, als man ihnen zugerufen, und auf der Stelle wieder umgekehrt, ob sie wohl mit dem Schelch leichtlich hätten entwischen können. Sie bäten also gehorsamst um Pardon oder doch um eine gnädige Strafe.

Hierauf wandte sich der Kommandant an mich und fragte, was ich vorzubringen hätte.

„Nicht viel," antwortete ich. „Ich sei des Soldatenlebens müde gewesen, und meine Schmerzen wären groß geworden, dann hätt' ich das Lied gehört und an mein Dorf gedacht und an die alte, große, schöne Linde, und wie es doch daheim ganz anders gewesen, und da hätt' ich desertiren wollen. Was einem Deserteur gehöre, das wisse ich aus den Kriegsartikeln, und sie sollten dem Recht in Gottes Namen seinen Lauf lassen. Ich wäre so oft schon meinem Rath gefolgt und übel dabei gefahren. Nun wollte ich auch einmal dem lieben Gott seinen Willen lassen und denken: Auf Gott und nicht auf meinen Rath will ich mein Glücke bauen. Ich könnte Niemand beschuldigen, daß er mich verführt habe, weil ich meine Soldatenpflicht gewußt und ihrer schlecht wahrgenommen. Sollt' ich aber doch Jemand anklagen, so müsse es das Hirtenbüblein sein und sein Lied, denn davon sei mir's wie angethan worden.

„Wenn sie mir eine Gnade erzeigen möchten, so wollte ich Dreierlei gebeten haben. Zum Ersten, daß der Andres

mich von nun an im Gefängniß besuchen dürfe, so oft er wolle; zum Andern, daß mit der Exekution gewartet würde, bis ich meinen Vater noch einmal gesehen; ich wollte ihn bitten, hieher zu kommen, damit ich ihm Abbitte thun könnte. Zum Dritten, wenn's möglich wäre, so möcht' ich gern wie ein Soldat sterben, durch Pulver und Blei, und ein ehrlich Begräbniß auf dem Kirchhof haben. Sagten sie mir das zu, wollt' ich's ihnen von Herzen gedankt haben.

„Bis dahin wollt' ich meinen Frieden machen mit Gott und Ihn Tag und Nacht anrufen, daß Er ihnen und mir barmherzig sei."

Der Kommandant ist nicht so rauh wie der Hauptmann. Er wischte sich die Augen und sagte: „Der Bursche dauert mich; doch es muß ein Exempel statuirt werden. Seine Bitte aber soll ihm gewährt sein."

Nun ward ich zurückgeführt in's Gefängniß und der Andres durfte mich besuchen. Der Kommandant hat befohlen, daß er keinen Dienst zu machen braucht, und so ist er den ganzen Tag bei mir und spricht mir zu mit vielen schönen Worten. Es thut ihm weh', daß er mich gefangen genommen, aber ich tröst' ihn, daß es so hat kommen müssen. Er hat mir viel, viel von dir erzählt, wie du dich gekränkt und gekümmert hast um mich armen Menschen.

Ach, du gute Seele, du bist nicht falsch gewesen — das seh' ich wohl! — und ich wäre dir auch treu geblieben, so wahr mir Gott gnädig sei in meiner letzten Stunde, und

mein Vater hätte gewiß auch noch Ja gesagt, wenn ich nur Alles hätte Gott anheimstellen wollen. Aber es sollte immer Alles nach meinem Sinn gehen, und „Eigenwille brennt in der Hölle," hat unser Herr Pfarrer gar oft gesagt.

Weine nicht, du mein herzallerliebster Schatz, wenn du diesen Brief bekommst. Ich habe mir ein Lied aufgesucht, steht Nr. 354 im Gesangbuch und heißt: „Jesus, meine Zuversicht," und das beten der Andres und ich mit einander alle Tage. Warum sollte mein Jesus nicht meine Zuversicht und mir nicht gnädig sein? Hat er doch zu dem wildfremden Uebelthäter gesprochen, den auch seine Sünden zum Tode brachten: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!" und ich bin doch getauft auf seinen Namen.

Bin ich gleich von Dir gewichen,
Stell' ich mich doch wieder ein,
Hat mich doch Dein Sohn verglichen
Durch sein' Angst und Todespein.
Ich verleugne nicht die Schuld,
Aber Deine Gnad' und Huld
Ist viel größer als die Sünde,
Die ich stets an mir befinde.

Will ich doch auch gerne den bittern Tod erleiden, denn der Tod ist der Sünde Sold; und begehre nichts mehr, denn durch sein Blut gerecht und selig zu werden. Was ist's auch weiter? Diesen Rock, der dem König gehört,

werd' ich ausziehen, und bin froh darum, denn ich bin ein Sünder darin gewesen. Dann aber soll's heißen:

Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das sei mein Schmuck und Ehrenkleid,
Damit will ich vor Gott besteh'n,
Wenn ich zum Himmel werd' eingeh'n.

Weine nicht, es wird gewiß bald vorüber sein und nicht so schwer, als du meinst, und ich will dann das Sträußlein auf mein Herz legen, das du mir in deinem Garten gegeben, und die Hände darüber zusammenfalten und den Himmelskönig bitten, daß Er meine arme Seele zu sich nimmt. Ich will auch den Andres bitten, daß er mir das Sträußlein mit in mein Grab legt, und mich nicht grämen, daß du mir keine Rosen und kein Vergißnichtmein auf mein Grab pflanzen kannst, sondern denken, daß du mein doch nicht vergißt, so wie ich dein nicht vergessen habe:

Ja, ich will dich nicht vergessen,
Enden nie die Liebe mein,
Ob ich werde unterdessen
Auf dem Todtbett schlafen ein.
Auf dem Kirchhof will ich liegen,
Wie das Kindlein in der Wiegen,
Das ein Lied thut wiegen ein.

Es tropfen jetzt freilich meine Thränen auf diesen Brief, denn meine Augen sind manchmal wie Wasserbäche; aber ich werde doch das Feld behalten, wenn das böse Stündlein kommt, und nicht desertiren, dieweil Jesus meine Zuversicht.

Der soll mir dann einen ehrlichen Abschied schreiben mit seinem theuren, rothen Blut, damit ich mich darf sehen lassen im himmlischen Vaterland, wenn wir wieder zusammenkommen, du und ich und der Andres und auch mein Vater, der mich wieder als seinen Sohn annehmen wird. Ich habe auch an ihn geschrieben.

Nun adje, mein herzlieber Schatz, adje, adje für diese Welt; vergib mir allen Jammer, den ich über dein treues Herz gebracht. Es wird ja wohl kommen durch Gottes Gnade der Tag, da aller Schreck auf Erden soll Fried' und Freude werden. Scheiden bringet Herzeleid, Wiedersehen Trost und Freud'. Wir sehen uns gewiß wieder.

So sei gegrüßt zum letzten Mal von

Deinem

bis in den Tod getreuen

Franz."

Wie die Alte den Brief vorgelesen hatte, legte sie ihn sorgfältig wieder zusammen, steckte ihn in ihre Tasche und sagte: „Ja, du hast Recht, Franz! Scheiden bringet Herzeleid, Wiedersehen Trost und Freud'!" Dann schaute sie schweigend hinauf in den Himmel.

„Du hast lange warten müssen," fuhr sie fort, „auf die Lore, doch der Andres ist jetzt bereits zu dir gekommen, und bis die Lore auch nachkommt, wird's nicht mehr so

lang dauern, als es schon gedauert hat. Sie durfte nicht scheiden von dieser Welt, ehe denn ihr Herz auch den Bräutigam der Seele kennen gelernt. Sie ist jetzt nicht mehr das frische, rosige Mägdlein, wie damals, als du von ihr Abschied nahmst, ihr Auge ist nicht mehr klar wie der Morgenthau, sondern trüb, trüb geworden, wie ein erblindet Glas, und die rothen Wangen sind bleich und zerfallen — alles Fleisch ist Heu und all' seine Herrlichkeit wie des Grases Blume, das Gras verdorrt, die Blume fällt ab, wenn der Geist des HErrn darein bläst, — aber droben wird man nicht mehr freien und sich freien lassen, und Christus, der HErr, ist Alles in Allem geworden:

Dort ist die Stadt der Freuden,
Jerusalem der Ort,
Wo die Erlösten waiden,
Dort ist die sich're Pfort',
Dort sind die güld'nen Gassen,
Dort ist der Ehrensaal,
Dort soll sich niederlassen
Die Braut beim Hochzeitmahl,

nämlich Deine Braut, HErr Jesu, die ich geworden bin in fünfzig schweren Jahren."

„Base, Base," sagte die Josephe, welche die Erzählung der Alten so sehr gerührt hatte, daß sie hie und da mit lautem Schluchzen dieselbe unterbrach, „ihr vergeßt ja ganz die Geschichte! — sagt doch, wie ist's denn weiter gegangen?"

„Ja so, mein Kind," sagte die Alte, aus ihren Gedanken erwachend, „wie es weiter gegangen ist? Nun — kaum hatte ich den Brief gelesen, als die alte Ursel in mein Zimmer stürzte: „Lore, Lore, du sollst gleich zu meinem Herrn kommen, aber gleich, gleich, denn er stirbt! Er ist schon den ganzen Winter nicht viel mehr gewesen, und der Brief hat ihn vollends fertig gemacht. Frag' mich nichts, er läßt dich bitten und beschwören, so lieb dir deiner Seelen Seligkeit ist. Ach, komm, komm, ich glaub', er liegt schon im Sterben."

Ich fragte nicht darnach, was man im Dorfe dazu sagen werde. Was liegt Einem an der Leute Reden, wenn das Herz ersticken will unter seiner Last! Ich folgte ihr augenblicklich und trat in die Stube des alten Wilm. Er war sehr verfallen und wie ein sterbender Mensch.

„Ist sie da?" war sein erstes Wort, als er sich bei unserem Eintreten im Bett erhob. „Nun, Gott sei gelobt, denn es will zu Ende gehen. Kommt her, Jungfer Lore, kommt her und reicht mir eure Hand. Ihr habt ihn ja auch geliebt, besser als ich. Ach, wie wohl ist mir, daß ich eure Hand halte! O mein Sohn, mein Sohn! Ach, sie schießen ihn todt!" jammerte er mit herzzerreißendem Tone, „sie haben kein Erbarmen mit ihm. Es hat ja den eigenen Vater seines Kindes nicht erbarmt, — dreimal hat er mir geschrieben, daß ich ihm vergeben und helfen sollte, und mein Herz ist ein Stein gewesen. Und nun ist Alles zu spät. Ihr wißt's auch," fuhr er mit weicher Stimme fort,

„ich seh' es in euren Augen; o verlaßt ihr mich nicht, sagt mir, mein Sohn werde mir vergeben, daß ich ihn zum Zorne gereizt, sagt mir's und euch will ich glauben."

„Wilm," erwiederte ich, „habt ihr Unrecht gethan an eurem Sohn, macht erst den Frieden mit dem HErrn, eurem Gott. Er hat geredet, und ein Wort, das euch und mir durch Mark und Bein gehen muß. Die Zeit ist kurz, die euch noch zugemessen ist. Gebt Ihm zuerst Red' und Antwort!"

„Ach, ja, ja, ja," schrie er und hob die zitternden Hände empor, „mir geschieht Recht, der Goldklumpen war mein Gott, — Gott sei mir Sünder gnädig! Mein Gott, ich bitt' durch Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut. O laß meines Sohnes Blut nicht kommen über mein sündiges Haupt, — ach, es schreit wider mich, und jeder Stein wird wider mich schreien, der mit seinen Blutstropfen bespritzt wird. Ach, wenn er mir vergeben würde, seinem thörichten Vater, dem jetzt das Herz gebrochen ist."

„Der wird euch gewiß vergeben, Wilm, er hat auch Buße gethan, und die macht das Herz mild."

„Meinst du? Ach, ich will's wohl glauben, Lore, wenn du es sagst. Du bist nicht hart, wie ich, sondern weißt, wie es einem Herzen zu Muthe ist, in dem ein Erbarmen wohnt."

„In dem Buße wohnt, Wilm. Ich bin auch gezüchtigt, daß ich an euch und ihm gesündigt habe. Die Augen sind mir aufgegangen, — es wird hell in der Herzens-

kammer, wenn der Blitz des HErrn einschlägt. Gott sei ihm gnädig und uns!"

Amen, Amen, von ganzem Herzen!" erwiederte der Alte; „aber ich muß eilen, wenn ich noch sagen will, was ich auf dieser Welt zu sagen habe.

„Der Franz will mich noch sehen, er schreibt, ich solle kommen — das geht nicht mehr, ich habe nur noch einen Gang auf dieser Welt zu thun. Bist du noch da, Lore? — meine Augen werden so dunkel — ich kann nicht mehr zu ihm — aber du mußt's, du — mein Kind darf nicht sterben, ohne daß es weiß, sein Vater habe Alles, Alles bereut und hätte noch gern seinen Segen gegeben zu seinem Willen. Verstehst du? der Franz soll sehen, daß Friede ist, ganzer Friede.

„Geh' morgen schon! Dort im Schrank liegt Geld, Geld genug — willst du's thun? O, ich kann sonst nicht ruhig sterben. Willst du wohlthun dem, der dich gehaßt hat, willst du bitten für den, der dich beleidiget und verfolget? Ich höre deine Stimme nicht mehr, liebe Tochter, denn es braust mir vor den Ohren — gib mir ein Zeichen!"

Ich drückte ihm die Hand, und er verstand's.

„Gott segne dich, meine Tochter!" sagte er, und seine Züge fingen an sich auszuklären. „Nun, mein Gott, ich bin bereit; Du bist barmherziger, als ich gegen den armen Franz gewesen, Du wirst mich nicht hinausstoßen.

„Noch eins, Lore, das Papier dort soll geöffnet werden von dem Amtmann. Wenn mein Sohn todt ist, gehört das

Haus und das Gut dem Andres, — für die Ursel ist auch gesorgt, sie hat mir treu und redlich gedient und soll in ihren alten Tagen nicht Mangel leiden.

„Du hast mein Herz zerbrochen, aber ich danke Dir, mein Gott. Ich will Deinen Namen — —“

Er drückte jetzt noch einmal meine Hand und that die Augen zu für immer.

Ich ging heim und erzählte Alles meinem Vater. Der wollte erst nicht einwilligen, weil die Leute so viel darüber reden würden. Ich aber sagte: „Was gilt der Leute Reden, wenn man eines sterbenden Menschen letzten Willen erfüllen soll, und wenn ich nur in etwas dazu helfen kann, dem armen Franz seinen bittern Tod leichter zu machen, so will ich gar nichts darnach fragen, ob sie loben oder schelten, gleichwie es mir einst, wenn ich im Grabe liege, auch gleichviel sein wird, ob Rosen oder Nesseln darauf wachsen. Mich soll ja keiner mehr zum Altare führen.“

Mein Vater seufzte schwer, aber da er sah, daß ich so deutlich wußte, was ich wollte, willigte er ein unter der Bedingung, daß die Ursel mich begleiten sollte.

Abends um sechs Uhr war der Wilm begraben worden, und als es schon dunkelte, kam die Ursel, um mich abzuholen zu der Reise. Die Abendglocke läutete, als wir durch's Dorf gingen, und die Ursel betete:

„Ach, bleib' bei uns, HErr Jesu Christ,
Weil es nun Abend worden ist."

Ich hatte in den zwei Tagen zwischen des Wilm Tod und Begräbniß ein Hemd genäht von schneeweißem Linnen und beim Weggehen in meine Schürze gebunden, und die Ursel fragte, was ich damit thun wolle? Ich sagte: „Das wirst du wohl sehen." Wir gingen Tag und Nacht und ruhten nur wenig aus, — denn wir fürchteten, zu spät zu kommen.

Als wir über den Rhein fuhren und die Ursel erzählte, daß unser Weg nach Straßburg stünde, sagte der Schiffmann: „Da könnt ihr's gerade mit ansehen, wie die drei armen Teufel erschossen werden, die neulich desertiren wollten. Sie hatten meinen Schelch genommen, aber ich hätte es doch dem Einen gegönnt, wenn er glücklich davon gekommen wäre, denn es war erbärmlich anzusehen, wie er sich wehrte, als sie ihn dort unter dem Weidenbaum gefangen nahmen."

Die Ursel wollte in lautes Geheul ausbrechen, ich aber sagte: „Leid, schweig und trag ohn' alle Klag," ob ich wohl auch zu zittern anfing, als er den Schelch unter der Schanze anlegte, auf welcher der Franz gestanden war, als er desertirte.

Bald waren wir in Straßburg. Wir giengen den Steinweg hinan über die Brücke und hörten einen Haufen Menschen uns entgegen kommen, der in lautem, gleichem Schritte nahte. Es waren Soldaten und wir wichen zur Seite.

„Schau, die führen Gefangene," sagte die Ursel. „Um Gottes willen," fuhr sie fort, laut aufschreiend, „sieh' hin, Lore, sieh' hin!"

Ich schaute auf. — Es waren drei Soldaten mit gebundenen Händen, die daher geführt wurden, und — ich erkannte den einen. Ich hätt' ihn erkannt und wenn er graues Haar und einen krummen Rücken gehabt hätte, aber er war ja noch ganz derselbe, wie ehedem, nur daß er größer und stärker geworden und ernsthafter aussah, und so gerade daher schritt.

Er erkannte mich auch. Er hatte nur die Augen aufzuheben gebraucht, und unsere Blicke begegneten sich. „Lore, Lore!" schrie er, und Aller Augen richteten sich auf uns. Er blieb stehen, und seine gebundenen Arme fingen an zu arbeiten und sich zu erheben, und seine Füße rührten sich nicht mehr von der Stelle.

„Was gibt's hier?" schrie der Hauptmann, „vorwärts, vorwärts, ihr Canaillen!" und sie drängten ihn weiter, wie sehr er sich auch stemmte. Die andern Gefangenen hatten auch aufgeschaut, und als sie mich erblickten, riefen sie: „Das ist wohl sein Schätzelein; bittet für uns, schöne Jungfer, daß wir loskommen." Der Franz aber rief noch während sie ihn vorwärts schoben: „Nein, bet' für uns, Lore, — das Urtheil ist jetzt schon gesprochen!"

Als sie davon zogen, fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter, und wie ich mich umkehrte, stand ein Soldat vor

mir. Es war der Andres. Er war kaum mehr zum Kennen, so bleich und traurig schaute er mich an.

„Gottwillkommen, Jungfer Lore," sagte er, „aber es ist Alles aus, eben haben sie ihm das Urtheil gesprochen. Der Kommandant hat es mit lauter Stimme verlesen, daß der Soldat Franz Hegewein als Deserteur durch Pulver und Blei soll vom Leben zum Tod gebracht werden. Es wird mir Zeitlebens das Urtheil und die Stimme, mit der er es vorlas, in den Ohren klingen. Ach, das hätte ich nicht erwartet."

„Ich wußt' es wohl," erwiederte ich, — „aber hilf mir, Andres, daß ich ihn noch einmal sprechen kann. Ich soll ihm seines Vaters Segen bringen. Ich hab's dem Alten auf dem Todbett in die Hand versprechen müssen."

„Ist er todt?" sagte der Andres. „So möge seine Sünde auch mit ihm begraben sein. Er hat großen Jammer angerichtet. O, daß es keine Rettung für den armen Franz gibt, — ach, wie gern, wie gern wollt' ich für ihn sterben. Ich hatte es gut mit ihm gemeint, das ist Gott bekannt. Ich hatte gemeint, es würde ihm leichter sein, die Kapitulation auszuhalten, wenn ich bei ihm wäre, und hernach hättet ihr heirathen können, und ich wäre bei den Soldaten geblieben — ich, ich hätte es recht gut gewohnen können — und dann, wenn ich alt geworden und das Leben behalten und ein festes Herz bekommen durch Gottes Gnade, hätt' ich meinen Abschied genommen und wäre heimgezogen zu euch in's Dorf, und hätte mich gefreut an euch und

euren Kindern, und ihr hättet dem Andres ein Plätzlein gegeben in eurem Hause — er hätte nicht viel gebraucht — und so wär' Alles gut geworden. Aber als ich ankam, war es schon zu spät, und ich, ich, Lore — ich selbst — ach, du weißt vielleicht nicht —"

„Ich weiß Alles, Andres," sagte ich, „es ist Gottes Wille gewesen, und der muß jetzt geschehen. Führ' mich nur zu ihm, denn es ist nicht viel Zeit mehr zu verlieren."

Er hieß uns mitgehen zu dem Kommandanten, und brachte unser Begehren vor. Als wir in dessen Zimmer gelassen wurden, warf die Ursel sich vor ihm auf die Kniee und schrie herzzerreißend: „Pardon! Pardon!" Der Kommandant aber, obwohl ihm das Wasser in den Augen stand, sagte: „Kinder, das kann, das darf nicht sein. O wie gerne wollt' ich Gnade für Recht ergehen lassen, aber beim Regiment gibt's kein Erbarmen, und das Urtheil ist gesprochen. Die Gefangenen müssen sterben. Macht's dem armen Burschen nicht schwer — er ist auf gutem Wege — und macht ihn nicht irre! Für ihn gibt's nichts mehr zu hoffen, als Gottes Reich zu ererben und die Seligkeit."

„Ich weiß, ich weiß es, Herr Kommandant," sagte ich, „Gottes Wille geschehe. Nur laßt uns noch einmal ihn sehen. Ach, ich hab' ihn wohl geliebt, aber ich, das arme Geschöpf, will mich nicht werfen zwischen ihn und seinen Heiland, der ihm ja allein noch helfen kann. Nein, nein, das sei ferne. Ich will ihm nur seines Vaters Segen bringen, — denn er hat ein weiches Gemüth und wird um

so leichter sterben, und es soll ihn nicht stören, sich bereit zu machen zu seiner Rechenschaft."

„Geht mit Gott," sagte der Kommandant, „der Andres soll euch zu ihm bringen."

Wir gingen in's Gefangenenhaus, und nachdem der Andres mit dem Offizier gesprochen, wurde das Thor aufgeschlossen. Wir mußten durch einen langen Gang, dann riegelte der Kerkermeister eine kleine Thüre auf, leuchtete uns hinein, und hier fanden wir den Franz.

Ach, das war ein Wiedersehen!

Er gab uns die Hand und sagte: „Er danke Gott tausendmal, daß er uns noch einmal sehe." Die Ursel brach in großes Wehklagen aus, er aber war ruhig und gefaßt. Er hatte die Rechnung mit seinem Gott bereits gemacht.

Ich erzählte ihm seines Vaters Tod, und was dieser zuletzt noch mit mir geredet, — das hörte er alles mit großem Weinen an und meinte, „er habe solche Liebe nicht verdient." Er wollte auch anfangen davon zu reden, wie glücklich wir noch hätten werden können, wenn er mehr Glauben an den lieben Gott gehabt, und wußte es so vorzubringen, daß ihm und mir die Thränen nicht ausgehen wollten. Da machte ich aber rasch ein Ende nnd sagte: „Lieber Franz, das sind jetzt eitle Gedanken. O wie viel besser ist's, du denkst daran, wie wir, wenn noch eine kurze Spanne Zeit um ist, so glücklich sein werden droben im Hause des HErrn. Dort werden wir unsere Hochzeit halten

und werden den HErrn dabei zu Gast haben, und dort wird Er das herbe Thränenwasser, das wir selbst uns eingeschenkt haben, in den lautern Wein der Seligkeit verwandeln. Bei ihm heißt's nicht, wie bei der Welt: „Erst das Gute und dann das Schlechte," sondern: „Zuerst das Schlechte und dann das Bessere," und dessen wollen wir uns getrösten.

„Und nun," fuhr ich fort, „hab' ich deines Vaters Willen ausgerichtet und gehe. Erst wenn Alles vorbei ist, werd' ich heim zu meinem Vater gehen, aber sehen werden wir uns nicht mehr in dieser Welt. Hier will ich dir mein Angedenken geben. Dein Sterbehemd hab' ich genäht, als deines Vaters Leiche noch auf dem Stroh lag, und hab' dir's nachgetragen. Das sollst du anziehen auf deinem letzten Gang, — es ist das Alles, was du aus meinen Händen empfangen solltest, und ich habe oft dabei geseufzt: „Stirb Lieb' und Freud!" und dabei soll's bleiben — ich werde nimmer eines Andern sein, und nun — Gott befohlen!"

Er wollte nicht in ein so schnelles Scheiden willigen, und bat mich, noch einmal zu kommen in den zwei Tagen, die ihm noch vergönnt seien; aber ich wußte wohl, was ich that, und daß man mit seinem Gott allein sein müsse und mit dem Herzen los von dieser Erde, wenn man in die Ewigkeit gehen soll. Und so gab er sich auch darein.

Nur den Andres bat er, daß er bei ihm bleiben solle, „der allein habe ihn durch Gottes Hilfe auf den rechten

Weg gebracht, er solle noch mit ihm beten, und ich solle es dem Andres gedenken, denn er sei sein bester Freund gewesen."

Als ich endlich gehen wollte und ihm die Hand hinhielt, zog er ein Ringlein von dem Finger und steckte mir's an und sagte: „So will ich dir noch den Brautring geben."

Sieh, Josephe, da ist er, und wenn ich sterbe, sollen sie mir ihn nicht ausziehen, sondern mit in's Grab geben. Da soll er rosten und rasten bei der Lore bis an den jüngsten Tag.

Hierauf sahen wir noch eine Weile einander in die Augen, dann ließ er meine Hand fahren, und ich wandte mich und ging mit der Ursel in die nahe Herberge. Der Andres aber blieb bei ihm und der Pfarrer, der schon vor der Thüre auf unser Weggehen gewartet hatte. —

Sie haben eine große Kirche in Straßburg. Dorthin ging die Ursel und ich, und beteten an dem Morgen, wo der Franz seinen Todesgang thun mußte. Die Ursel hatte diese Kirche ausgesucht; denn sie lag weit weg von dem Gefangenenhaus, aber die Luft war so dünn an jenem Morgen und meine Ohren so scharf: — ich hörte gar wohl den dumpfen Trommelschlag, unter dem sie ihn abholten, und den Trauermarsch, und hörte die Trompeten so kläglich darein schmettern, und mein Herz in mir erzitterte, und meine Kniee wollten brechen, und die Decke der Kirche schien über mir zu wanken. Dann aber fing die Orgel an zu spielen:

„Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir,
HErr Gott, erhör mein Rufen!“

und hernach, als der Pfarrer das Gebet gethan und ich nur noch ganz ferne die Trommeln hörte, fing sie wieder an:

„Morgenglanz der Ewigkeit!“

und da hab' ich's auch überstanden.

Man kann viel überstehen, Josephe, wenn die Kraft dazu von oben gegeben wird.

Ich hab's auch überstanden, als der Andres heimkam und erzählte: „der Franz lasse mich noch einmal grüßen, und er sei standhaft geblieben bis zuletzt, während die zwei Andern gewinselt, und habe nicht gezuckt, als sie ihm die Augen verbunden, und es seien ihm die Kugeln alle in die Brust gegangen und eine mitten in's Herz, daß er nicht lange habe leiden müssen, und habe das Sträußlein noch in den Händen gehabt, als sie ihn aufgehoben vom Sande“ — es war mir, als ob ich meinen Gott loben sollte, daß Er den Angsttagen nun ein Ende gemacht.

Der Kommandant hatte befohlen, daß der Franz, wie er gebeten, auf dem Kirchhof begraben und sein Leichnam nicht verletzt werden solle. Doch mußte die Leiche der Ordnung wegen vorerst in's Spital gebracht werden. Auch hatte er Befehl gethan, daß wir ihn noch einmal sehen dürften, und es solle kein Mensch uns stören.

Wir gingen hin mit dem Andres. Dort kamen wir in einen großen dunkeln Saal mit geschlossenen Läden. Ein kleines Lämplein brannte an der Wand, und darunter stand

der Sarg. Der Franz schien zu schlafen, und sein bleiches Antlitz war ganz sanft und freundlich, als ob er sagen wollte: „Jetzt ist es überstanden und Ruh ist nun vorhanden."

Ich hatte auch ein Kränzlein gemacht, just wie dieses, das legte ich ihm auf sein Haupt, und in seine gefalteten Hände steckte ich ihm einen schönen Strauß von frischen Herbstblumen, damit man auf dem linnenen Sterbehemd nichts mehr sähe von den Blutflecken, die er auf der Brust hatte, gerade über dem Herzen.

Es war so feierlich und still in dem dunkeln Saal, fast wie in einer Kirche, und wir knieten um den Sarg. Selbst die Ursel hörte auf zu klagen und fing an zu beten:

„Erd' ist er und von der Erden,
Wird auch zur Erd' wieder werden,
Und von der Erd' wieder aufstehn,
Wenn Gottes Posaune wird angehn.

Die Seele lebt ohn' alle Klag,
Der Leib schläft bis an jüngsten Tag,
An welchem Gott ihn verklären
Und ewiger Freud wird gewähren.

Hie ist er in Angst gewesen,
Dort aber wird er genesen,
In ew'ger Freud und Wonne
Leuchten wie die helle Sonne."

Dann kamen ihr wieder die Thränen, und sie sagte: „O wie oft hab' ich dich eingesungen auf meinem Schooße, als

du noch ein Knäblein warst, du guter Franz, denn ich habe ja Mutterstelle an dir vertreten. Wer hätte gedacht, daß ich dich so einmal sollte vor mir liegen sehen? Und doch gewiß thust du jetzt einen besseren Schlaf, als dazumal.“

„Ja, ja,“ sagte der Andres, „so wird's ganz gewiß sein. Das Blut Jesu Christi macht rein von aller Sünde, und selig sind die Todten, die in dem HErrn sterben, von nun an.“

„Und er denkt noch an uns,“ sagte ich, „nicht wahr, Andres? an uns, die wir noch das Erdenkleid tragen, an die alte Ursel, die ihn groß gezogen, und an dich, der du die letzte Noth mit ihm ausgestanden, und an die Lore, die ihn so lieb gehabt und einen so sauern Gang ihm zu Liebe gegangen. Bis wir ihn wiedersehen, möge er sanft schlafen in der Fremde. — Die Erde ist überall des HErrn.

„ Und so, denk' ich, ist unser Werk gethan:

Nun lassen wir ihn hie schlafen,
Und gehen Alle heim unserer Straßen,
Schicken uns auch mit allem Fleiß,
Denn der Tod kommt uns gleicher Weis'.

„Gedulden wir uns, bis daß ein Jedes seine Straße gewandelt und wir zuletzt auf dem einen Wege zusammenkommen, der gen Himmel führt.“

Den Andres hat seine Straße noch weit in die Welt hinaus und in den Krieg geführt, — nach zwanzig Jahren erst ist er wieder hieher gekommen und hat des alten Wilm Gut angetreten, das ihm die Ursel bis zu ihrem Tod ge-

treulich verwaltete. Einen Arm hat er im Kriege gelassen, sein getreues Herz aber hat er unversehrt mit heimgebracht. Er hat keinen Feind gehabt im Dorfe und ist jedwedem mit Rath und That zur Hand gegangen, und hat auch der Jugend manche Lehre gegeben, die Segen gebracht hat und noch in Jahren Segen bringen wird, so daß man sagen kann von ihm:

Er ist gestorben und lebet noch!

Mir ist er insonderheit ein Freund gewesen bis an sein Ende, und hat das, was wir mit einander erleben mußten, mir in manchem Worte ausgelegt, daß ich noch viel deutlicher als sonst es verstand, wie Gottes Wille ein guter Wille ist, und wie, was hienieden noch dunkel bleibt, dort lauter Licht sein wird. Die Gedanken, die er früher in seiner Jugend gehabt, hatte er lange schon dem Willen des HErrn zum Opfer gebracht, und hat sein Kreuz in Geduld und sein graues Haar mit Ehren getragen, bis daß sein HErr ihn gekrönt mit der Krone des Lebens, die er bald auch mir, seiner unwürdigen Magd, reichen möge."

„Siehe, nun weißt du Alles, Josephe," sagte die Alte und erhob sich. „Es ist frostig und kühl geworden nach dem heißen Tag, just wie in meinem Leben. Nur vom Himmel blinkt ein freundlich Licht noch hernieder:

Der Tag ist nun vergangen,
Die güld'nen Sternlein prangen
Am blauen Himmelssaal:

Also werd' ich auch stehen,
Wann mich wird heißen gehen
Mein Gott aus diesem Jammerthal.

„Laß uns zur Ruhe gehen."

Es ist dir vielleicht vorgekommen, lieber Leser, während ich dir diese Geschichte erzählte, als hättest du sie schon irgendwo einmal gehört?

Es kann wohl sein. Von der Lore Lieb und Leid singt heute noch unser Volk das Lied: „Es waren einmal drei Reiter gefangen,*) und auch von dem armen

---

*) Wir wollen dem Leser das Lied, wiewohl es ziemlich bekannt ist, doch hieher setzen. Es heißt:

Es waren einmal drei Reiter gefangen,
Gefangen waren sie,
Sie wurden gefangen geführet,
Keine Trommel ward dabei gerühret
Im ganzen römischen Reich.

Und als sie auf die Brücke kamen,
Was begegnet ihnen allda?
Ein Mägdlein jung an Jahren,
Hat nicht viel Leids erfahren:
„Geh hin und bitt für uns."

Soldaten, der auf dem Gottesacker zu Straßburg unter dem Sande ruht, singen noch die Burschе und Mägdlein im Dorf an den warmen Sommerabenden. Du hast gewiß

Das Mägdlein sah sich um und um,
Groß Trauern kam ihr an,
Sie ging wohl fort mit Weinen
Bei Straßburg über die Steinen
Vor's Kommandanten Haus.

„Guten Tag, guten Tag, Herr Kommandant,
Ich hab' eine Bitt' an euch,
Wollt meiner Bitte gedenken
Und mir die Gefangenen los schenken,
Dazu meinen eigenen Schatz!"

„Ach nein, ach nein, liebes Mägdelein,
Das kann, das darf nicht sein.
Die Gefangenen müssen sterben,
Gottes Reich sollen sie ererben,
Dazu die Seligkeit."

Das Mägdlein sah sich um und um,
Groß Trauern kam ihr an,
Sie ging wohl fort mit Weinen
Bei Straßburg über die Steinen
Wohl vor's Gefangenenhaus.

„Guten Tag, Du Herzgefangener mein,
Gefangen bleibt ihr allhier.
Ihr Gefangenen, ihr müsset sterben,
Gottes Reich sollt ihr ererben,
Dazu die Seligkeit."

schon das Lied gehört — es lautet so traurig und doch so ergeben, daß man sich beim Hören kaum der Thränen enthalten kann, wie die Klage eines Menschen, der vor der Zeit und nicht gerne seinen Abschied machen muß von dieser Welt, doch aber dem von Gott verhängten Geschick entgegengehen will im Schritt eines Soldaten, und des Liedes Worte heißen:

„Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an,
Ein Lied*) ich drüben hört' anstimmen,

Was zog sie aus ihrem Schürzelein?
Ein Hemd, so weiß wie Schnee:
„Sieh da, Du hübscher und Du feiner,
Du herzallerliebster und Du meiner,
Das soll Dein Sterbkleid sein."

Was zog er von seinem Fingerlein?
Ein güldenes Ringelein:
Sieh da, Du hübsche und Du feine,
Du herzallerliebste und Du meine,
Das soll mein Denkmal sein."

„Was soll ich mit dem Ringelein?
Was soll ich damit thun?" —
„Leg' Du es in Deinen Kasten,
Laß es rosten, laß es risten, laß es rasten
Bis an den jüngsten Tag." —

*) Von einem „Alphorn," das bei Straßburg angestimmt wird, weiß das Volkslied nichts. Wir überlassen diese Lesart allen

In's Vaterland mußt' ich hinüber schwimmen,
Das ging nicht an.

Ein' Stund' in der Nacht
Sie haben mich gebracht.
Sie führen mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, sie fischten mich im Strome aus,
Mit mir ist's aus.

Früh morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment.
Ich soll da bitten um Pardon,
Und ich bekomm gewiß doch meinen Lohn,
Das weiß ich schon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut seht ihr mich zum letzten Mal.
Der Hirtenbub ist doch nur schuld daran,
Das deutsche Lied, das hat mir solches angethan,
Das klag' ich an.

O Himmelskönig, HErr!
Nimm Du meine arme Seel' zu Dir!
Nimm sie zu Dir in den Himmel ein,
Und laß sie ewig, ewig bei Dir sein,
Und vergiß nicht mein!

---

denen, welchen das Heimweh eines Schweizers rührender ist, als das eines ehrlichen deutschen Landsmannes!

Dieß letzte wünschen wir ihm von Herzen, und hoffen zu der Gnade Gottes, daß es geschehen sei. Doch wollen auch wir uns aus seiner Geschichte die Lehre entnehmen:

Welt Rath, wilder Rath;
Gottes Rath, guter Rath!

Dorfsagen.

I. Was die alten Sagen eigentlich bedeuten.

In der Mundart des mittleren Elsavathales.

Maant (meint) e Mancher, vor Alters wer'n die Leut gor ze dumm und abgläubisch gewese, weil se ûmögliche Geschichte als enanner verzäihlt hawe, wie wenn se werklich wohr wer'n. Sell is awer weit gefehlt! 's kummt nor druf â, wie mer sou e Geschichte âsicht (ansieht): je noch dem is se dumm, un je noch dem is se gescheit. Sou hot mer als verzäihlt, bâm Klouster hett sich vor Zeite e groh (grau) Mennche ufgehale (aufgehalten), un wann âner an de Stutz kumme wer, un sei Ochse oder sei Küh hette de Wage net nuf ziehe könne, sou hett er nor e Vaterunser ze bete brauche, — noch (darnach) hett'n des Mennche nuf geschobe.

Sell (soll) des bedeute, es geb' grohe Mennchen, die A'm (Einem) die Wäge die Berg naus schiebe, sou is es

freilich e dumme Geschichte, sell's aber bedeute, mit'm Bete käm' âner besser vorâ, als mit'm Fluche — un wann'm aach die graißte Berg in de Weg geschmisse wer'n, sou wer doch just die Geschichte net grod dumm ze nennen, un der se verzäihlt — aach net.

II. Der Weber und der Tod.

Vor alter Zeit lebte ein Weber, der hatte sechs Kinder und war sehr arm. Da ward ihm noch ein Kind von seinem Weibe geboren, und er gedachte, wen er dem Knäblein wollte zu Gevatter bitten. „Du mußt einen reichen Mann dazu nehmen," sagte die Frau, „der sich des Würmleins annimmt; denn bei uns kommt die liebe Sonne eher in's Haus, als das liebe Brod." — „Ja," sagte der Mann, „aber die reichen Leute haben ein hartes Herz!" Doch geht er hin zu einem reichen Bauern und entdeckt ihm sein Begehr. Der fuhr ihn hart an und sagte: er habe der Pathen wohl genug und brauche seines Kindes nicht, er solle bei seines Gleichen bleiben, schlug's ihm ab und wies ihm die Thüre. So geht der Weber zu einem armen Mann. Der sagt, er könne für die Seinen nicht das Brod und die Kleider, viel weniger für anderer Leute Kind einen Pathen-

pfennig aufbringen, er solle zu reichen Leuten gehen, und schlug's ihm auch ab.

Da ward der Weber sehr traurig, klagte wider Gott und Menschen, und da er auf dem Heimweg durch einen Wald kam, raufte er vor großem Jammer sein Haar und rief: er wolle in einer so schlechten Welt lieber gar nicht mehr leben, der Tod solle nur gleich kommen und ihn davon nehmen. Als er das gesagt, kommt alsbald ein Mann zu ihm heran, der hatte einen langen, schwarzen Mantel an, und wo er hintrat, wurde das Gras und die Blümlein gelb unter seinen Füßen, und zur Seiten ward das Laub an den Bäumen dürr und fiel auf den Weg. Das war der Tod. Der stellt sich vor ihn hin und spricht: „Du hast mich gerufen, was ist dein Begehr?“ Der Weber erschrickt, zieht seinen Hut ab, verneigt sich und spricht: „Meine Frau hat gestern ein Knäblein geboren, und Niemand will sein Pathe werden, weder ein Reicher noch ein Armer. So hab' ich euch gerufen, denn ihr seid ein Freund der armen Leute, daß ihr sollt des Kindleins Pathe werden!“ — „Meinethalben,“ sagt der Tod, „bring das Kind morgen nach dem Abendläuten in die Kirche, da will ich kommen und es über die Taufe heben.“

Der Weber that also, und da sie um den Taufstein stunden, kam der Tod, hielt das Kind über die Taufe und gab ihm den Namen Anastasius. Zu dem Pfarrer sagt er, er sei ein reisender Doktor und habe aus sonderbarer Freundschaft dem armen Mann diesen Dienst gethan. Da sie aus

der Kirche in des Webers Haus gekommen, nimmt er diesen beiseits und spricht: „Gevatter, ihr werdet eines Pathenpfennigs gewärtig sein. Aber Gold uud Silber hab' ich nicht, dieweil die Menschen, so zu mir kommen, das Alles dahinten lassen und zu mir fahren arm und bloß, gleichwie sie aus ihrer Mutter Leib kommen; doch will ich euch etwas lehren, daraus ihr großen Nutzen ziehen und manch Stück fein Geld gewinnen könnt. Der Pfarrer meint, ich sei ein Doktor. So sollt ihr nun zu den Leuten sagen, ich habe euch auch in der Kunst unterwiesen und euch ein Mittel gegeben, das eine große Kraft hat. Wenn ihr nun zu einem Kranken geholt werdet, so thut die Augen auf: ihr werdet mich allezeit bei dem Kranken sitzen sehen, entweder zu Häupten oder zu Füßen. Sitz' ich zu Häupten seines Bettes, so sagt, an dem sei alle Kunst verloren, seine Krankheit sei zum Tod, und geht eures Wegs, denn gewiß und wahrhaftig — er muß sterben. Sitz' ich aber zu Füßen, so sagt, den Kranken wollt ihr wohl herstellen, wie gefährlich auch seine Krankheit sei. Gebt ihm, was ihr wollt, und euer Ruhm wird groß sein, denn er wird leben." Damit ging der Tod davon. —

Das gefiel dem Weber wohl, und folgenden Tags erzählt er, er sei ein Doktor geworden; aber die Leute spotten sein und wollten es nicht glauben.

Da geschah es, daß der Schulz desselbigen Dorfs von einem hohen Baume fiel und ward für todt heimgetragen. Er litt große Schmerzen, und nach etlichen Tagen sagten

die Doktores, mit ihm sei es aus und vorbei, er müsse sterben, und in des Schulzen Haus war groß Weinen und Wehklagen. Der Weber kommt auch in's Haus und sieht seinen Gevatter zu Füßen des Bettes sitzen. „Ei," sagt er, „die Doktores sind rechte Esel, wissen mein Mittel nicht und lassen ihn elendiglich hinsterben. Was gilt's, ich will ihn wohl gesund machen?" Des Schulzen Weib verheißt ihm einen großen Lohn; der Weber aber gibt ihm aus einem Fläschlein ein wenig Wasser zu trinken, darein er Heidelbeeren gedrückt, und der Schulz ward gesund wider alles Verhoffen, und der Weber nahm seinen Lohn. So that er noch bei etlichen andern Kranken, die wurden alle gesund.

Es ward aber der reiche Bauer, der dem Weber sein Kind nicht hatte aus der Taufe heben wollen, auch unbaß, und weil er sich gar nicht krank dünkte und ein geiziger Mann war, wollte er keinen Doktor herkommen lassen und schickte auch nach dem Weber.

Als er gekommen, sagte der Bauer: „Ihr möget an mir leichtlich ein Meisterstück machen, Weber, denn mir fehlt nicht viel: wir haben gemetzelt und da hab' ich mich überessen; doch gebt mir nur euer Tränklein ‚Hilft'snicht=soschadt'sauchnicht'!" Der Weber aber sah den Tod ihm zu Häupten sitzen, schüttelte den Kopf und sprach: „Bauer, euch kann kein Tränklein auf der ganzen Welt helfen, auch mein Mittel nicht: wider den Tod kein Kräutlein gewachsen ist. Bestellt euer Haus, denn ihr müßt sterben!" Der Bauer lachte deß, beschickte die Doktores, die hießen ihn

guten Muth haben, in dreien Tagen solle er sein wie ein Fisch im Wasser; — aber nach dreien Tagen ward er begraben.

Da erscholl das Gerücht von demselbigen Weber, als dem großen Wunderdoktor, durch das ganze Land, und nach Jahr und Tag war er ein reicher Mann, baute sich ein neues Haus, kaufte sich ein Pferd und sagte zu seinem Weib: „Liebe Els, ich muß noch so reich werden, wie ein Graf.“

Da geschah es, daß er zu einem reichen Edelmann gerufen ward, der hatte ein großes Schloß, schöne Wiesen und Aecker, dazu viel Knechte, aber war todtkrank. Der Weber kommt zu ihm und sieht alsbald den Tod ihm zu Häupten sitzen. „Gnädiger Herr,“ spricht er, „Ihr werdet dahin fahren, ich kann nicht helfen.“ Da winkt der Edelmann seinem Seckelmeister, der läßt hereintragen einen ganzen Sack voll Gold und Silber, und der Edelmann spricht: „Lieber Meister, das Alles soll euer sein, so ihr mir helft.“ Der Weber sagt: „Ich kann nicht.“ Da er aber das viele Gold und Silber ansieht, und des großen Reichthums gedenkt und des glückseligen Lebens, das er damit gewinnen möchte, denkt er: „Warum will der Gevatter just den reichen Mann haben? Heißt's doch: ‚Arm und reich dem Tode gleich,‘ und mag er sich doch wohl zwanzig Bäuerlein statt seiner holen. Wenn ich ihm einen Possen spielen könnte, würde es ihm nicht schaden, und ich würde reich werden wie ein Graf, und Anastasius, sein Pathe, ein

Grafenkind. Ich weiß, was ich thun will!“ So macht er seinen Anschlag und geht hinaus.

Im Hof ruft er vier starke Knechte zu sich und sagt: „Geht mit mir hinauf in eures Herrn Stube und stellt euch an sein Bett, zwei zu Häupten und zwei zu Füßen. Wenn ich dann rufe: „Auf!“ dann greifet flugs das Bett, hebt es auf und herum, also daß des Herrn Füße zu liegen kommen, wo jetzt sein Haupt liegt!“ Das geschah also, und im Nu saß der Gevatter dem Kranken zu Füßen. Als derselbe den Possen merkt, macht er ein grimmiges Gesicht, schüttelt die Faust gegen den Weber und entschwindet. Der Edelmann aber genas zu derselben Stunde und ward über die Maßen fröhlich; der Weber empfing das Gold und Silber, that sich wohl mit Essen und Trinken und zechte mit dem Edelmann bis gegen Abend.

Da er nun heimwärts reitet und in den Wald kommt, dünkt ihm die Luft wie ein böser Nebel zu werden, es wird ihm weh und übel, und mit einem Mal steht der Gevatter neben seinem Weg. Er begrüßt ihn und will vorbei; der aber tritt heran, greift in des Pferdes Zügel, schnaubt ihn an und spricht: „Du falscher Geselle, du hast dich heute eines gefährlichen Dings angemaßt, dafür will ich dir jetzt das Genick brechen!“ — „Ach, herzlieber Gevatter,“ sagte der Weber, „haltet's zu Gnaden, einmal ist keinmal! es soll niemals wieder geschehen. Zudem ist mir sterbensübel, als müßt' ich vom Pferde fallen, und es würde euch feiner anstehen, wenn ihr mich vielleicht mitnehmen wolltet

in euer Haus und mir ein Labsal reichen." — „Meinethalben," schnaubt der Tod, „bind' dein Pferd an und komm mit!"

Der Tod ging voran in den Wald hinein, und der Weber folgte ihm, und endlich gelangten sie vor ein schwarzes Thor, darüber hing ein Schild, darauf war eine Sanduhr gemalt und darunter geschrieben: „Zum letzten End" — da war der Tod zu Hause.

Sie kamen in das Vorzimmer, darin hing eine Sense; dann gelangten sie in einen langen, langen Saal, darin neben einander und über einander viel tausend Lichter brannten. Etliche waren noch ganz lang, andere zur Hälfte und weiter herniedergebrannt, wiederum andere nur noch ein Stümpflein, wankten hin und her und wollten verlöschen.

Der Weber verwunderte sich deß und sprach: „Ich meinte, in eurem Haus sei's sehr dunkel: was bedeuten die vielen Lichter, und daß etliche lang und etliche kurz sind?" Der Tod antwortete: „Hier wird für jeden Menschen, wann er geboren wird, ein Licht aufgesteckt, und jedwedes Licht bedeutet ein Menschenleben. Des Einen Licht verzehrt sich langsam, das des Andern schnell, und wenn das Licht verlischt, ist des Menschen Leben auch zu Ende. Deren Licht nun noch lang ist, die haben noch viele Tage vor sich, deren Licht aber herniedergebrannt, die sind ihrem Ende nah und thun gut, sich fertig zu machen — denn ich muß gehen und mich ihnen zu Häupten setzen!"

Der Weber verwunderte sich noch mehr, und über eine

Weile sprach er: „Gevatter, ich möchte gar gerne wissen, wie lange mir noch zu leben beschieden; könntet ihr mir nicht mein Licht zeigen, damit ich solches daraus abnehmen könnte?“

Der Tod führt ihn hinzu, geht mit ihm durch die Reihe der Lichter, bleibt endlich stehen und sagt: „Das ist dein Licht, das ist deines Weibes, das ist des Anastasius und das deiner andern Kinder.“ Der Weber verblaßt — die andern Lichter brannten alle noch lustig und waren lang — am längsten das des Anastasius, — das seine aber war herunter gebrannt zu einem kleinen Stümpflein, und die Flamme wankte hin und her, wie unter einem starken Wind, zischelte und sprühte, als wollte sie jeden Augenblick verlöschen.

Da hub der Weber seine Hände empor zu dem Tod und sprach: „Ach, herzlieber Gevatter mein, durch deine große Gütigkeit bin ich ein reicher und glückseliger Mann geworden, und jetzt, da ich allererst weiß, was leben heißt, jetzt soll ich davon und Alles dahinten lassen? Ach, gedenke meines Weibes und meiner Kinder. Was soll aus einer schwachen Wittwe und armen Waislein werden, was aus meinem Anastasius, wenn ihr Haupt und Versorger dahin ist? Heißt's doch: über einen niedrigen Zaun will jeder Bube springen! Ach, hab' ein Erbarmen!“

Dem guten Tod wollten schier die Augen übergehen bei solcher Rede; aber er sagte: „Ich kann nicht, — denn ich

bin eines Stärkeren Knecht und muß thun, was meines Amtes ist!“

„Mit nichten,“ bat der Weber, „ihr dürftet nur ein frisches Licht nehmen und statt des Stumpfes mir aufstecken. Ach thut's, thut mir die Liebe, herzlieber Gevatter, aber bald, bevor es zu spät ist!“

„Meinethalben,“ sagte der Tod, „um meines Pathleins willen soll's geschehen!“

Damit nahm er ein frisches Licht und wollte es anzünden.

Da er aber das Stümpflein emporheben wollte, war seine Hand allzu plump und stark, also daß er das Stümpflein zwischen seinen Fingern zerdrückte. Das Flämmlein erlosch, und in demselbigen Augenblick erseufzte der Weber und fiel todt zu Boden.

Daher man sagt: „Mit dem Tod kein Pakt zu schließen ist;“ item: „Es muß Einer sterben, und ob er mit dem Tod Gevatterschaft gemacht.“ Drum ist es gut, sein Herz nicht an dieß Leben zu hängen, sondern allezeit so sich zu halten, daß man sich nicht fürchten muß, zu sterben, und nicht schämen, länger zu leben.

III. Der Schäfer von Elsenfeld.

Vor hundert und mehr Jahren lebte zu Elsenfeld ein Schäfer, der Hirtenjörg genannt, und seine Frau, die Ev', und galten beide weit und breit für gottselige, rechtschaffene Leute. Besonders der Mann wußte viel fromme Sprüche und heilige Geschichten, und wenn er die Schafe hütete auf dem Dammesfeld, pflegte er lauter geistliche Lieder dazu zu blasen, so schön, daß den Leuten, die ihn hörten, das Herz davon bewegt wurde.

Es geschahen aber selbiger Zeit in der Gegend viele erschreckliche Unthaten, und wie man's auch anstellte, man konnte den Thätern nicht auf die Spur kommen: die Kirchen wurden ausgeraubt, und die Leute auf der Straße angefallen und todtgeschlagen, und besonders das Dammesfeld kam so in's Geschrei, daß sich Niemand mehr des Abends durch's Thal getraute. Denn nicht nur Einzelne, sondern auch Zwei und Drei, die sich verspätet hatten, wurden am Morgen todt im Wald gefunden, und man meinte nicht anders, als es müßte eine große Bande im Wald ihr Wesen haben.

Wer hätte gedacht, daß der Schäfer und sein Weib so gottlose Heuchler seien, und daß sie allein alle Raub- und Mordthaten verübten? Es war aber doch so, und sie brachten's fertig durch die schwarze Kunst: denn sie hatten ein

Licht, wenn das brannte, waren sie unsichtbar. So gewahrten denn die Leute, wenn sie Nachts unter Schippach durch den Tannenwald gingen, nichts, als ein Licht neben dem Weg, wenn sie aber hinzukamen und an nichts Böses dachten, schlug sie der Schäfer mit dem Holzbeil todt, ehe sie noch wußten, wo die Schläge herkamen.

Ehe nun der Schäfer sich verheirathet hatte und ein Mörder geworden war, gingen einmal im Frühjahre auf den zweiten Ostertag drei Bursche aus Elsenfeld in die Fremde: der eine war ein Schneider, der andere ein Schmied, der dritte, mit Namen Kasper, war der einzige Sohn aus der Mühle und war ein Müller. Daheim waren sie still und traurig fortgegangen, wie's aber das junge Blut zu machen pflegt, in Rück kehrten sie ein im Wirthshaus, um noch Ein's mit einander zu trinken, weil sie immer so gute Kameraden gewesen. Da wurden sie wieder munter, führten allerlei Reden, und zuletzt machten sie mit einander aus, sie wollten sieben Jahre in der Fremde bleiben, nach sieben Jahren aber, wenn sie am Leben blieben, auf den zweiten Ostertag wieder hier zusammenkommen, und, wie ihren Auszug, so auch ihren Einzug wieder in Elsenfeld halten — alle drei mit einander. Darauf zogen sie durch's Dorf, singend das Handwerksburschenlied:

„Ich will mein Glück probiren,
Marschiren!"

gingen den Bach hinauf am Kloster vorbei, und bei der Aubrücke trennten sie sich, — Zwei gingen rechts und der

Dritte ging links. In der Fremde hatten sie alle Drei viel Glück, lernten ihr Handwerk ohne Tadel und ersparten sich auch noch ein jeder ein schönes Stück Geld; und als die sieben Jahre zu Ende gingen, dachten sie auf's Heimgehen, und auf den zweiten Ostertag kamen sie wieder in der Krone zu Rück zusammen, wie sie's verabredet hatten. Der Müller war zuerst auf dem Platz, dann kam der Schmied und hernach der Schneider. Wie nun Einer nach dem Andern gesund zur Thüre herein trat, hatten sie eine große Freude, erzählten und ließen eine Kanne nach der andern bringen, auf baldige Meisterschaft anzustoßen, bis es endlich anfing zu dunkeln, — da brachen sie mit einander auf und wollten heimwärts. Draußen aber blies seit etlichen Tagen der Thauwind, und die Elsava war ausgetreten und hatte das ganze Thal unter Wasser gesetzt, und es brauste, wie wenn der Rhein das Thal entlang ginge.

Wie sie nun unter die Kreuzmühle kommen, dorthin wo der große Nußbaum steht und der Bildstock, hören sie den Schäfer blasen: „Nun sich der Tag geendet hat," und sagten: „Das ist der Hirtenjörg, jetzt werden wir bald daheim sein." Mit einem Male aber hört das Blasen auf, und es wird ein Licht angesteckt, und sie sehen das Licht, aber Keinen, der es trägt, sondern das Licht fackelt vor ihnen kerzengrad in der Luft herum, — der Hirtenjög hatte sie kommen hören, und hielt sich hinter dem Baum und lauerte auf sie, der ausgetretene Bach aber ging bis gerade unter den Nußbaum. Wie sie nun stutzten und nicht wuß-

ten, sollten sie voran oder zurück, schreit er ihnen zu: „Legt die Felleisen ab, hernach will ich jedem von euch seinen Treff geben!“ und zugleich schlug er dem Schneider, der voranging, vor den Kopf, daß er taumelte. Da wußten die Drei nicht, wie ihnen geschah, und fingen an zu bitten, er solle die Felleisen nehmen, nur das Leben solle er ihnen lassen. Endlich sagte der Hirtenjörg: „Meinetwegen, ob ich's schon nicht gern thue; aber die Felleisen legt ihr hierher und all' euere Kleider darauf, und wenn ihr euch ausgezogen habt, steigt ihr auf den Nußbaum und muckst euch nicht, — sonst ist's euer Letztes.“ Sie thaten so und stiegen auf den Nußbaum, und der Schäfer, wie sie droben waren, wollte mit den Felleisen und Kleidern davon gehen, ließ aber dabei das Licht, das er angesteckt hatte, von ungefähr fallen: das ging aus, und in demselben Augenblick war der Schäfer sichtbar, und weil der Mond grad hinter einer Wolke hervorkam, kannten ihn die Drei und schrieen: „Hirtenjörg! Hirtenjörg!“ Da warf er die Felleisen und die Kleider wieder hin, nahm seine Doppelflinte von der Schulter, trat unter den Baum und sagte: „Habt ihr mich erkannt, ihr Drei, nun so betet jetzt euer letztes Vaterunser!“ Wie sie das hörten, fingen sie auf's Neue an, um ihr Leben zu bitten, versprachen auch, ihn nie zu verrathen, und er sollte an den großen Jammer denken, den er anrichten würde, wenn er sie umbrächte. Der Hirtenjörg aber lachte und meinte: wem's denn so arg zu Leid geschehen würde, wenn er sie jetzt alle umbrächte?

Da sagte der Schneider: „Mein Meister hat mich immer gar zu lieb gehabt, denn es hat ihm keiner so die Arbeit zu Dank gemacht, wie ich. Ich hab' ihm geschrieben, daß ich komm' und wieder zu ihm will, und heute wartet er auf mich und wird sich gar keinen Rath wissen, wenn ich nicht eintreffe."

„'s ist nicht wahr," sagte der Schäfer, „heute morgen erst hat er sich einen neuen Gesellen eingestellt," und schoß ihn vom Baum. Der Schneider aber war nicht gleich todt, sondern fiel hell aufschreiend herab in's Wasser und plätscherte und gurgelte drin herum und schlägelte mit Händen und Füßen, daß der Schäfer laut auflachte — dann ward er das Thal hinabgeschwemmt.

Der Schmied sagte: „Das Evchen und ich kennen uns seit zehn Jahren, und jetzt wollen wir Hochzeit halten. Sieh' in meinem Felleisen steckt das Kränzchen, — das soll sie tragen an ihrem Hochzeitstag! Heute wartet sie auf mich, und hat keine frohe Stunde mehr, wenn ich nicht heim komme."

„'s ist nicht wahr," lachte der Schäfer, „das Evchen denkt nicht mehr an dich, — es ist schon seit sechs Jahren meine Frau, — schau hinüber, dort steht sie bei den Schafen!" — und damit drückte er los. So fällt der Schmied maustodt vom Baum und schwimmt auch das Thal hinunter.

Der Kasper sagte: „Hirtenjörg, Hirtenjörg! Wir stehen in Einem Taufbuch, und haben als Kinder mit einander gespielt und sind mitsammen zum heiligen Nachtmahl gegangen. Wenn du mir auch thust, wie den zwei Andern, will ich dich verklagen vor Gottes Gericht, und sollst keine ruhige Stunde mehr haben dein Leben lang. Seit sieben Jahren hat meine Mutter jeden Morgen und Abend gebetet, daß ich noch einmal heimkomme und ihr die Augen zudrücke. Heute ist sie fünfundsiebenzig Jahre alt geworden und wartet auf mich."

„'s ist nicht wahr," sagt der Schäfer, „deine Mutter ist alt und täppelig geworden die letzten Jahre her, und weiß gar nicht mehr, daß sie noch einen Sohn hat, und liegt jetzt schon lang in ihrem Bette." Damit schoß er ihn vom Baum. Er hatte ihn aber nicht recht getroffen, und der Kasper, wie er fortgeflößt wurde, schrie immer noch: „Hirtenjörg! Hirtenjörg!" Dieser aber meinte, er könne sich noch einmal an's Land heraus arbeiten und schlich am Wasser hinunter, um ihm den Garaus zu machen. So kommt er auch an die Mühle, und weil er noch Licht drin sieht, schaut er durch's Fenster, — da sitzt wirklich des Kaspers Mutter, die alte Müllersfrau, noch in ihrem Sessel und betet, und der Tisch war mit weißem Linnen gedeckt, und standen zwei Teller darauf und eine Flasche Wein mit zwei Gläsern. Da schreit's noch einmal weit unten vom Wasser her: „Hirtenjörg! Hirtenjörg!" daß die alte Frau den Kopf aufhob und horchte, den Schäfer

aber schüttelte es am ganzen Leibe — denn gerade jetzt mußte der Kasper in den Main getrieben sein.*)

Wie aber dieser gesagt, so geschah's. Der Schäfer hatte von nun an keine ruhige Stunde mehr. Wo er gehen und stehen mochte, hörte er das Wasser brausen und zwischen drein rufen: „Hirtenjörg! Hirtenjörg!“ Bald riefen's die drei Handwerksburschen mit einander, bald der Kasper allein, wie er gerade untergehen wollte, und bald die alte Frau, und weil er's nicht mehr länger aushalten konnte, ging er hin vor Gericht und gab sich an und seine Frau, und bekannte Alles, was er gethan hatte. Dort ward ihnen das Urtheil gesprochen, daß sie auf dem Dammesfeld lebendig von vier Pferden sollten zerrissen werden. Dieß geschah!

Als die Hinrichtung vollzogen war, wurden ihre Körper verbrannt und die Asche in den Main gestreut.

---

*) Unterhalb der Elsenfelder Mühle mündet die Elsava in den Main.

IV. Die Rüdte von Kollenberg.

Will Einer die schönen Verse des oft gesungenen Liedes von den deutschen Burgen verstehen:

„Ihre Dächer sind gefallen,
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin!“

so muß er den Mainstrom hinabfahren und den Kollenberg sich ansehen, ein altes Schloß, das auf dem rechten Mainufer drei Stunden unterhalb Wertheim liegt. Die Ringmauer liegt in Trümmern, aber der steinerne Giebel des Wohnhauses hebt sich noch wohlerhalten in die Wolken und durch die leeren Fensterstöcke sieht man das Blau des Himmels leuchten. Auf besonderen Reichthum der ehemaligen Bewohner lassen die Ruinen des Schlosses nicht schließen: es scheint weniger eine Burg, als ein festes Wohnhaus gewesen zu sein, wie man es in jenen Zeiten zu Schutz und Trutz sich zu bauen pflegte. — Kühner und trotziger erhebt sich eine gute Stunde abwärts auf dem linken Stromufer eine andere Burg, der Freudenberg. Sie liegt auf einem steilen Berg und schaut selbst in ihren Trümmern noch übermüthig und stolz herab auf das Städtchen, das, nach ihrem Namen genannt, am Fuße des Berges liegt. Aber die Zerstörung vollendet auch an ihr rastlos ihr Werk, wie die über den Bergabhang herabgerollten Trümmerblöcke

beweisen. — Wer nun die Kunst versteht, den Fährleuten, die gar häufig ihrem berühmten Standesgenossen, dem „grimmen Donaufergen“ der Nibelungen, nicht unähnlich scheinen, die schweigsame Zunge zu lösen, wird leicht von ihnen folgende Geschichte zu hören bekommen:

Einst liebten zwei Ritter ein armes, aber sittsames Mägdlein, der eine der Herr von Kollenberg, der andere ein stolzer Graf von Wertheim. Als nun der Kollenberger sein Schloß gebaut hatte, trat er vor die Jungfrau, gab ihr ein Röslein und sprach: „Wollt Ihr mein Gemahl werden, ist dieses Haus Euer eigen. Schaut zu, ob Ihr mich lieben könnt, und über drei Tage sagt mir die Antwort.“ Am selben Tage erschien auch der Graf von Wertheim, ließ ein seiden Kleid vor die Jungfrau bringen und sagte: „Eure Schönheit und Tugend ist in aller Welt bekannt, soll aber nicht länger ungelohnt bleiben, sondern ich will Euch heimführen in mein Schloß zu Wertheim und Euch zu meinem ehelichen Gemahl machen. In drei Tagen werd' ich kommen und Euch heimholen.“

Nach drei Tagen kamen die Beiden, der von Kollenberg und der von Wertheim, vor der Jungfrau Haus und wollten Bescheid. Diese aber kam und trug das Röslin in der Hand, ging an dem Grafen von Wertheim und seinem Gesinde vorüber, gab dem Kollenberger die Hand und sagte: „Euch will ich und keinen Andern!“ So ward sie nun des Kollenbergers Weib, zog mit ihm auf sein Schloß, und ob-

wohl sie keinen Ueberfluß mit einander hatten, lebten sie doch sehr glücklich und zufrieden.

Der Graf von Wertheim konnte es aber nicht verwinden, daß ihm der Kollenberger war vorgezogen worden, und damit das Weib, das ihn verschmäht hatte, täglich ihren Unverstand vor Augen hätte, sagte er frevelnd: „Nun wollen wir das Stücklein vom reichen Mann und dem armen Lazarus aufführen!“ baute weiter unten am Main ein stolzes, herrliches Schloß und nannte es Freudenberg. Dort heirathete er eine reiche Landgräfin, die nach einem Jahre ihm ein Söhnlein gebar, lebte mit seinen Gesellen Tag für Tag in Saus und Braus, und wenn er sich mit seinen Gästen wohl sein ließ mit Singen und Trinken bis in die späte Nacht, deutete er hinauf auf den Kollenberg und sagte: „Jetzt wird des Hungerleiders Weib merken, wo man herrlich und in Freuden lebt.“ Wann er aber hie und da einmal in ihre Nähe kam, ließ er sich nichts merken, sondern that freundlich gegen sie und viel demüthiger, als ehemals.

Nun begegnete einst dem Grafen, als er auf der Jagd war, ein Zigeunerweib und sagte, wenn er sie gewähren lasse, wolle sie es doch noch dahin bringen, daß des Kollenbergers Weib ihm hold werde. Das gefiel dem Grafen sehr wohl, weil er dadurch an dem Kollenberger sich rächen wollte, und sandte das Weib mit einer feinen goldenen Kette auf den Kollenberg, nebst einem freundlichen Gruß an die Herrenfrau, und bat um ihre heimliche Gunst. Diese aber

verwies ihm mit herben Worten sein böses Ansinnen, und als das Zigeunerweib gleichwohl noch öfter erschien und sein Begehren vorbrachte, drohte ihr die Frau im höchsten Zorne, daß sie, falls sie sich noch einmal das Schloß zu betreten unterfinge, mit Hunden sie hinaushetzen werde. Da lachte die Zigeunerin grimmig und sprach: „Mit Hunden, du Bettlerin? Es soll ein Wort sein. Ich will dir selber die Hunde dazu schaffen, und das sogleich, wie du jetzt in die Wochen kommst!“

Als der Graf von Wertheim sah, daß sein böses Vorhaben nicht glücken werde, gerieth er in großen Zorn, und beschloß, nicht eher zu ruhen, als bis er den Kollenberger von Land und Leuten gebracht. Er fing einen Streithandel mit ihm an über die Kirschhöfe, die er als sein Eigenthum in Anspruch nahm, und als er den Handel verloren, ließ er sich dadurch nicht irre machen, sondern trieb des Kollenbergers Leute aus und nahm die Höfe mit Gewalt in Besitz. Dieser wollte sich's nicht gefallen lassen, sondern brachte so viel Leute auf, als er konnte, und wollte ritterlich mit ihm kämpfen.

Als er auszog von seinem Schlosse, war sein Weib gerade ihrer ersten Niederkunft nahe. Das Weib hatte die Rede der Zigeunerin nicht aus dem Sinne bringen können, und so geschah es, als sie in Abwesenheit ihres Mannes gebar, daß sie zwei kohlschwarze Hunde zur Welt brachte. Entsetzt darüber und kaum wissend, was sie that, gebot sie ihrer Magd, die Hunde in einen Sack zu thun und ehe ihr

Mann heimkehrte, sie in den Wiesenbrunnen am Main zu versenken.

Dieser war aber an demselben Tag mit dem Grafen von Wertheim handgemein geworden und hatte im Streit alle seine Leute verloren. Zwar hatte er selber den Grafen vom Pferde gerannt und ihm einen Schwerthieb über den rechten Arm gegeben, aber der Feinde waren zu viele gewesen, und er war allein zuletzt aus dem Streite entronnen. Als er nun traurig und kampfesmüde den Main herauf kam, begegnete ihm die Magd, wie sie eben die Hunde nach ihrer Herrin Gebot in den Brunnen werfen wollte. Die Magd erschrack auf den Tod, als sie sein ansichtig ward, er aber fragte: „Was trägst du da?“ Sie wollte leugnen und Ausflüchte machen, endlich aber erzählte sie ihm die ganze traurige Geschichte.

Da sagte der Ritter: „Heute habe ich mein rechtmäßig Eigenthum und all' meine Getreuen im ehrlichen Kampfe verloren, das ist Unglücks genug, nimmermehr kann ich glauben, daß Gott einen Menschen, den Er selber mit seiner Ruthe geschlagen hat, auch noch dem Teufel zum Spotte werden läßt!“ So trat er hinzu und machte den Sack auf im Namen Gottes. Siehe! da waren statt der kohlschwarzen Hunde zwei schöne Knäblein darinnen, die streckten die kleinen Hände nach dem Ritter aus und lachten, daß sein trauriges Gemüth wieder fröhlich ward, — und er nahm die zwei Knäblein, trug sie die Treppe hinauf in's Zimmer seiner Gemahlin, und sagte lächelnd: „Da schaue dir deine

zwei Rüdten erſt noch einmal an, bevor du ſie in's Waſſer werfen läßt, dann thu', wie dir gefällt!"

Am Abend kehrte auch der Graf von Wertheim zurück auf den Freudenberg. Als man dort des Kollenbergers Niederlage vernommen, war großer Jubel. Die Landgräfin hatte das Thor feſtlich geſchmückt, ſtand unter dem Eingange und hielt ihm ſein Knäblein entgegen, dem ſie ein purpurnes Kleid angethan und die goldene Kette umgehängt hatte, die er einſt durch die Zigeunerin dem Weibe des Kollenbergers angeboten hatte. Der Graf nahm das Kind auf ſeine Arme, ſchritt ſtolz mit ihm voran in den Schloßſaal, hielt es dort zum Fenſter hinaus und ſprach: „Siehe, jetzt iſt das Alles, ſo weit dein Auge reicht, dein Erbe!" Da zuckte es den Grafen in dem Arm von dem Schwertſchlage, den ihm der Kollenberger gegeben, ſeine Hand öffnete ſich und ließ das Kind los. Das ſtürzte ſchreiend hinunter und blieb zerſchellt und blutend auf einem Felsſtück liegen.

Am folgenden Tag ließ der Graf dem Kollenberger ſagen, er ſolle ſeine Höfe wieder in Beſitz nehmen, legte dann ſein zerſchmettertes Kind in einen Sarg und hieß die Leiche nach Wertheim zur Gruft geleiten. Hinter dem Sarge ging die Landgräfin und die Leute des Grafen. Als Alle durch das Thor waren, erſchien zuletzt auch der Graf und ſchloß eigenhändig das Thor zu. Als er aber herunter an den Main gekommen war, ſchleuderte er den Schlüſſel mitten in den Strom, kehrte ſich zur Burg hinauf, auf der eine große

schwarze Fahne aufgesteckt war, und rief: „Freudenberg bist du genannt, aber die Bosheit hat dich gebaut, darum bist du eine Trauerburg worden; dich soll mein Fuß nie mehr betreten!“ — So ist das Schloß zerfallen.

Des Kollenbergers Söhne aber wurden groß, stark und tapfer und dienten in dem Heere des Kaisers, und da der Kaiser Kunde bekam von dem, was sich mit ihnen begeben, gab er ihnen einen Hund zum Wappen und gebot, daß zum ewigen Gedächtniß sie und ihre Nachkommen die „Rüdte von Kollenberg“ sich nennen sollten, was auch so gehalten worden ist bis auf den heutigen Tag.

Das sind ja Gott geringe Sachen
Und gilt dem Höchsten Alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich.

V. Der Hannes-Jakob von Hoppach.

Man erzählt, in Neustadt an der Aisch habe einmal ein Schneider, als die Feinde das Städtchen belagerten und es ausgehungert zu haben meinten, einen guten Rath erfunden. Er habe sich nämlich in eine Bockshaut einnähen und unter lustigem Meckern auf der Stadtmauer sehen lassen, bis die

Feinde, in der Meinung, die drinnen müßten noch Lebensmittel genug haben, voll Verdruß und Aerger wieder abgezogen. Das war ein gescheidter Bursche — dieser Neustadter Schneider, aber der Hannes-Jakob von Hoppach war auch nicht auf den Kopf gefallen.

Wenn man von Eschau nach Hoppach geht, kommt man an einem Berg vorbei, der bis herunter in den Grund reicht — drauf liegt das Wildensteiner Schloß. Jetzt steht davon nur noch eine große Mauer und das Thor, das sonst eine Zugbrücke gehabt hat, und ein hoher viereckiger Thurm, und im Hof ist noch der Keller zu sehen und ein tiefer Brunnen, der aber mit Steinen ausgefüllt ist. Vor hundert Jahren wohnte noch der Jäger im Schloß und der Schäfer, seitdem aber ist's öd und verlassen: im Hof waiden die Kühe, auf dem Gemäuer haben die Vögel und der Wind Tannenbäume und Vogelbeeren ausgesät, und auf dem Schloßweg wächst das Gras. Daß es hier einmal so aussehen würde, hätte von den Rienecker Grafen, die vor Zeiten in dem Schlosse hausten, keiner geglaubt, als vielleicht der Letzte, der, als seine Leute im Schlosse alle geflohen oder geblieben waren, mit dem Pfarrer durch den unterirdischen Gang sich retten wollte, aber sich in sein Schwert stürzte, da er den Ausgang dort, wo man's die „Badestube" heißt, vom Feind bereits besetzt fand. Sonst waren die Rienecker Grafen lange Zeit reiche und große Herren, die Geld und Gut und Grund und Boden genug gehabt, und wäre auch heute noch von ihrem Gold und

Silber viel im Schlosse zu heben, wenn man nur wüßte, wie und wo? — So aber wird's liegen bleiben bis zum jüngsten Tag.

Immer hilft Geld und Gut auch nicht, und ein guter Einfall ist manchmal mehr werth, als Gold und Silber: das haben die Herren einmal recht deutlich erfahren, wie sie den großen Streit mit den Mainzern führten. Diese hatten die ganze Gegend mit ihren Leuten belegt, daß kein Rienecker mehr vom Schlosse sich wagen durfte. War's ihnen auch nicht lieb, so gaben sie sich doch darein, tummelten ihre Gäule im Hof, daß sie nicht steif wurden, hielten die Fastnacht im Schloßsaal und warteten auf bessere Zeiten. Als aber der Schnee schmolz und die wilden Wasser sich verlaufen hatten, und man just auf die Märzveilchen wartete, siehe! da kamen eines Abends die Mainzer in hellen Haufen das Thal heraufgezogen und legten sich vor das Schloß, und die Rienecker machten große Augen. Zwar hatten sie Mannschaft genug, und die Mauern waren hoch und der Graben tief, aber mit der Nahrung sah's übel bei ihnen aus, und sie wußten wohl, wenn der Magen leer ist, will das Herz nicht muthig sein und der Arm nicht zuschlagen. Anfangs hofften sie zwar immer noch, der Feind, wenn er sich den Kopf an der Mauer zerstoßen, werde wieder abziehen, aber es war nicht so: die Lerchenbäume wurden grün, und die Birken bekamen Blätter, und die Fichten und Tannen setzten an, und der Kukuk fing an zu schreien, — aber nach wie vor lagen die Mainzer im Thal, und der

Rauch stieg auf aus dem Lager — jeden Tag dreimal, gerade wie wenn sie da daheim wären. Das war den Rieneckern ein bitterer Anblick, wie sie so des Morgens, Mittags und Abends die Mainzer sich um die Feldkessel lagern sahen, denn bei ihnen war Schmalhans schon lang Küchenmeister, — Mehl und Fleisch war dem Ende nah', wiewohl sie auf Viertelskost gesetzt waren, und wenn auch Einer kein besonderer Rechenmeister war, konnte er doch auf's Haar sagen, wann sie den letzten Laib Brod backen und wann sie den letzten Schinken anschneiden würden. Was aber den Rienecker am meisten verdroß, die Feinde mußten davon Wind bekommen haben. Denn wie er einmal mit seinem Knecht, dem Hannes-Jakob, über die Schloßmauer in's Thal schaut, hört er zwei Mainzer sagen: „Sie haben nichts mehr, als ein Schwein und eine Kuh, jetzt wird das Nest bald unser sein."

Der Hannes-Jakob aber war, wie gemeldet, nicht auf den Kopf gefallen. Oben im Grund liegt Hoppach. Es ist einmal Einer, sagt man, den Grund herabgekommen und hat einen Sack auf der Schulter getragen: der bekam ein Loch, und es fielen Häuser heraus, hieher und dorthin, zuerst eines und nach einer Weile wieder eines, eines rechts vom Bach, eines links vom Bach, und wie er sich umsieht und den Ort anschaut, der daraus entstanden war, mußte er lachen, weil die Häuser so vertrüppelt lagen, daß ein Nachbar, wenn er zu dem andern wollte, einen Zusprung nehmen und über den Bach hüpfen („hoppen") mußte —

und nannte das Dorf Hoppach. Dorther war der Hannes-Jakob gebürtig. Wie er nun seines Herrn Betrübniß sah, ging's ihm durch's Herz und er hatte einen guten Einfall. Er ging nämlich hinunter in den Stall, holte das einzige Schwein, das sie noch hatten, heraus, warf's nieder und kniete ihm auf den Hals, daß es zu schreien anfing, wie wenn's geschlachtet würde. Da spitzten die Mainzer die Ohren und lachten, weil sie meinten, jetzt müßte es bald zu Ende gehen. Wie er's aber nach drei Tagen wieder that, und nach drei Tagen abermals, und immer so fort, da sagten sie: „Sie müssen's noch vollauf haben im Schloß: hört! sie schlachten schon wieder ein Schwein!“

Als er's so eine Weile fortgetrieben, und die Leute den Gurt um den Leib sich anzogen, daß sie aussahen wie die Wespen, und auch die Katze geschlachtet hatten, — „denn auf die Mäusejagd,“ meinten sie, „wollten sie schon selber gehen,“ — konnten sie endlich nicht anders, und mußten ihr letztes und einziges Schwein schlachten. Da hieß der Rienecker seine Leute sich noch einmal satt essen und sagte: „wir müssen nun doch bald sterben.“ Der Hannes-Jakob aber ging wieder in den Stall und blöckte bald wie ein Kalb, bald brüllte er wie eine Kuh, und draußen sagten sie: „die Schweine sind geschlachtet, jetzt kommen sie an's Rindvieh!“ — und hatten's bald satt, vor dem Schlosse zu liegen.

Die im Schlosse aber wußten's besser und waren am Verhungern, und eines Tages, wie von ihrem Schwein nur

noch der letzte Schinken übrig war und sich kaum noch Jemand auf den Beinen halten konnte, außer dem Hannes-Jakob, da trat der Rienecker mitten unter sie und sagte: „Habt Dank, liebe und getreue Gesellen, daß ihr so mannhaft ausgehalten habt bis zuletzt, — jetzt aber ist unser Stündlein gekommen. Wir wollen einander das Herz nicht schwer machen, sondern guten Muths einander in dieser falschen Welt gute Nacht geben auf's Wiedersehen in einem besseren Leben. Morgen werden wir mit des Seilers Tochter kopulirt und werden lustig im Winde baumeln, denn wir sind nur noch wie ein Schemen!" Und wie er das sagte, gab er Jedem die Hand, und es floßen ihm die hellen Thränen von den Backen und den Leuten auch. Der Hannes-Jakob allein wollte noch etwas versuchen.

So führt er denn die Kuh, von deren Milch sie bisher gelebt, aus dem Stall, bindet ihr mit Flachs den letzten noch übrigen Schinken zwischen die Hörner, läßt vom Schloßkaplan, der sich im Bett die traurigen Gedanken vertrieb und seinen letzten Buchstaben meinte geschrieben zu haben, einen Zettel schreiben und bindet ihn um den Schinken, — dann trieb er die Kuh zum Thore hinaus. Wie die Mainzer die Kuh kommen sahen, die stracks dem Thal zuschritt, wo sie in besseren Tagen so oft auf der grünen Wiese gewaidet, stutzten sie, endlich aber fingen etliche Gesellen die Kuh ein und wickelten den Flachs von ihren Hörnern. Drin fanden sie den Schinken und um den Schinken die Schrift, welche lautete:

„So wenig die Kuh den Schinken frißt,
So wenig die Festung euer ist!“

Da machten sie große Augen und brachten die Kuh sammt der Schrift zu dem Kommandirenden. Dem war seit etlichen Wochen schon Zeit und Weile lang genug geworden und wäre längst schon gerne weiter gezogen, wenn er nicht jeden Tag gehofft, der Hunger werde ihm das Schloß in die Hände liefern. Wie er aber die Kuh sah und den Schinken, und die Schrift gelesen, sagte er: „Blast zum Abmarsch, denn da verhungern wir eher, als daß den Schwerenöthern da droben die Kost ausginge.“

Morgens zogen sie ab mit Sack und Pack das Thal wieder hinunter. Die Rienecker sahen ihnen zuerst zu mit klopfenden Herzen und wagten nicht zu muckfen, wie aber der letzte Mainzer das Thal verlassen hatte, da ging der Jubel los an allen Ecken und Enden. Die Kranken wurden wieder gesund, die Schwachen standen wieder auf ihre Füße, der Schloßkaplan kam aus seinem Bett hervor, der Konstabler schickte den Mainzern einen Karthaunenschuß nach, aber blind, damit sie's nicht für Ernst nähmen und wieder umkehrten, und der Thürmer blies vom Thurme herab, als wenn er sich die Seele ausblasen wollte: „Nun danket Alle Gott!“ Der Rienecker aber zog seine Kappe ab und legte seine Hände zusammen, bis es ausgeblasen war, dann strich er schmunzelnd seinen Schnauzbart und sagte: „Das hat uns Gott gerathen! Aber so oft ich ein Schwein schreien und eine Kuh brüllen höre, will ich an den Hannes-Jakob

von Hoppach gedenken und an seinen Einfall. — Das soll ein Wort sein!“

VI. Die Nachtmahlskannen.

Ehe das Schloß Wildenstein an die Grafen von Rieneck kam, gehörte es den Münzbergern. Vielleicht haben diese Herren ihren Namen davon bekommen, daß sie, wie man sagt, eine eigene Münze hatten auf dem Berg oberhalb Eschau, den man heutzutage die „Münzplatte“ heißt: denn sie waren sehr reich. Wenn sie aber einer gefragt hätte, wie sie zu dem vielen Gold und Silber gekommen wären, das da oben gemünzt wurde, würde die Antwort nicht schön gelautet haben. Mancher Kaufmann wußte davon zu sagen, den sein Weg durch den Spessart oder den Main herunter führte, manches Dorf und manches Städtlein, das ihren Zorn einmal unversehens gereizt, und die armen Unterthanen auch, mit denen sie kein Einsehen und kein Erbarmen hatten. Es ist vielleicht auch Mancher unter diesen Herren gewesen, der gerade nicht so schlimm war, der Letzte aber, der auf dem Schloß hauste, ehe es an die Rienecker kam, war noch einmal ein ächter Münzenberger, trotzig, waghalsig, raubsüchtig und geizig. Weil aber nun das Geschlecht sein Maß erfüllt hatte, hob nun auch das Gericht über ihm an,

und wie das erfüllt wurde, weiß man heutzutage noch zu erzählen.

In seinen jungen Jahren nämlich hatte dieser letzte Schloßherr von Wildenstein einmal ein Dorf angezündet und ausgeplündert, und hernach wollte er das geraubte Gut theilen lassen. Wie nun seine Knechte vor ihm auf einen Haufen legen mußten, was ein jeder gefunden, brachten sie auch die Nachtmahlskannen herbei, die sie aus der Kirche geraubt hatten. Diese wollte er für sich behalten, denn sie waren von purem Gold und gar sauber gearbeitet. Da trat der Pfarrer herzu und rieth ihm ab: er möchte sich daran nicht vergreifen, denn es könnte ihm nimmermehr Glück bringen, — weder ihm noch seinen Kindern. Er ließ sich aber nicht einreden, sondern frevelte noch dazu, indem er sagte: er wolle es erst abwarten; wenn ihm die Kannen Unglück in's Haus brächten, dann könne er sie immer wieder zurückschicken, wenn aber nicht, so sollten sie bei ihm auch gut aufgehoben sein, und er wolle denken, sie seien ihm bescheert und bestimmt gewesen. Wie er heimkam aus dem Krieg, wollte er's doch nicht Rede haben, sondern verbarg die Kannen im Keller unter einem Steinhaufen, und wenn er zuweilen hinunter ging, um sie sich anzusehen, durfte Niemand mit als sein großer schwarzer Fanghund, der niemals von seiner Seite kam, so daß Niemand erfahren hat, wo sie denn eigentlich lägen.

Da geschah es nun, daß der Schloßherr durch Unrecht, Raub, Gewalt und Bedrückung von Jahr zu Jahr reicher

wurde, und wie seine drei Söhne heranwuchsen, von denen die zwei ältesten waren wie der Vater, — der jüngste aber war der Mutter nachgefahren und hatte ein gut Gemüth, — konnte er jedem von ihnen ein Schloß bauen.

Dem ältesten baute er eines an den Künigenberg im Wildenseeer Grund, und füllte ihm das ganze Haus mit Gold und Silber, denn er hatte ihn am liebsten; auch ließ er ihm einen großen Hirsch von lauterem Golde machen und stellte ihn über das Schloßthor, den sah man glänzen und blinken schon von weit her. Dem zweiten baute er eines in den Heßgrund neben das Dorf Heckbach; und dem dritten baute er eines auf die Wiese oberhalb Unteraulenbach. Es sah nicht aus, wie wenn ein Unglück kommen wollte über den Schloßherrn und seine Kinder, und er war so sicher und wohlgemuthet wie nur Einer.

Wie er nun aber einmal des Abends in seiner Stube sitzt und durch's Fenster schaut, fliegt ein Rabe heran und schlägt mit dem Schnabel an's Fenster, der schwarze Hund steht auf und fängt kläglich an zu heulen, und wie er ihm wehren will, thut's einen großen Schlag, daß das ganze Schloß zittert und der Schloßherr sich am Stuhle halten muß. Folgenden Tages kommt die Nachricht, daß das Schloß am Künigenberg gestern Abends um die und die Stunde mit allen Leuten untergegangen sei: nur der Schlot gucke noch heraus, und aus dem komme der Schloßbrunnen geflossen, wie aus einer Röhre.

Eine Weile ging's dem Münzenberger hart nach, denn er dachte an die Nachtmahlskannen und an den Pfarrer: er war still und in sich gekehrt und war nicht mehr so hart und grausam gegen die Leute. Nach etlichen Monaten aber starb sein Weib, die ihn von manchem Bösen zurückgehalten, und er nahm eine Haushälterin, Else geheißen, die eben so hartherzig und geizig war, wie er selber. Bald war sein Gewissen wieder still geworden, und er trieb's wieder wie zuvor.

Jetzt kam ein großer Krieg in's Land. Der Feind kam und hauste mit Sengen und Brennen so übel, daß es zum Erbarmen war. Just um die Zeit, als der Feind heranzog, hatte der Schloßherr auf Wildenstein einen bösen Traum. Es kam ihm nämlich vor, als ob das Schloß, das er im Heßgrund gebaut hatte, auch nicht stehen bleiben wolle, sondern sich senke, und wie es schon stockwerkstief eingesunken, erscheine sein Sohn am Fenster und riefe: „Da seid Ihr dran schuld, Vater, weil Ihr das Haus auf Sand gebaut und weil Ihr kein Kreuz darauf gesteckt habt, und weil die Kannen noch unter dem Steinhaufen liegen.“ Wie er erwachte, schickte er gleich einen Boten nach Heckbach, er solle sehen, was sein Sohn mache; und wie er dem Boten nachschaut, steigt hinter dem Berg, wo Heckbach liegt, ein großer Rauch auf. Da ward's ihm noch bänger. Endlich aber kommt der Bote zurück und meldet, der Feind habe das Dorf abgebrannt und sei weiter gezogen, das Schloß stehe aber noch, und sein Sohn sei wohl und lasse ihn grüßen.

Da ward's ihm wieder leichter und er meinte, das werde ihm im Traum vorgegangen sein.

Wie er aber des Abends in seinem Zimmer sitzt, heult der Hund wieder, gerade wie damals, und wie er zum Fenster hinaussieht, kommt der Rabe wieder geflogen, — langsam wie ein Vogelgeyer, aber gerade aus wie ein Pfeil, — und schlägt mit dem Schnabel an's Fenster, und es kracht wieder, wie wenn die Erde auseinanderfahren wollte. Da war das Schloß im Heßgrund auch untergegangen, und wie er folgenden Tages den Ort sich besieht, war keine Spur mehr davon zu sehen, — nur ein großer leerer Platz, wo es gestanden, und dabei die Mauern von dem verbrannten Dorf, gerade wie man's heutzutage noch zwischen dem Haidekraut und Gebüsch sehen kann.

Dießmal war's dem Schloßherrn doch zu arg geworden. Er konnte sich des Pfarrers Worte nicht mehr aus dem Sinn bringen und vertraute die Sache von den Nachtmahlskannen der Else, — wo er sie aber versteckt hatte, das sagte er ihr nicht. Diese aber wollte ihm nach dem Munde reden und sagte: „Hin ist hin! Eure Söhne kommen doch nicht wieder, der dritte aber ist ein Betbruder, dem wird's nicht schaden, wenn Ihr auch die Kannen behaltet.“ Das gefiel dem Münzenberger wohl, denn der Geiz hatte sein Herz in einen Stein verwandelt, und er that wieder wie zuvor, doch sprach er schier mit Niemand mehr ein Wort, als mit der Else und seinem Hunde, lachte auch nicht mehr, sondern war stumm und finster.

Wiederum ist der Schloßherr eines Abends in seinem Zimmer. Sein schwarzer Hund war krank geworden und eben im Verenden begriffen, — der Schloßherr hielt ihm ein Schüsselchen mit Milch unter die Schnauze, daß er fressen sollte, aber der Hund rührte sich nicht. Mit einem Male aber steht er auf und stößt wieder sein erbärmliches Geheul aus, dann fällt er um und streckt alle Viere von sich. Der Schloßherr fährt zusammen und läuft an's Fenster, — richtig! da kömmt der Rabe wieder geflogen, gradaus wie ein Pfeil, dießmal aber nicht langsam, sondern schnell, daß die Luft pfiff, und schlägt mit seinem Schnabel an's Fenster, daß die Scheibe klirrt. Da that der Münzenberger einen Schrei, daß es einem durch Mark und Bein ging, und rief: „Zwei sind hin, jetzt kommt's an den Dritten; lauft und holt mir den Pfarrer, denn ich muß beichten!“ Die Else läuft in einer Hast nach Eschau und holt ihn. Wie er ankommt, war's dunkel geworden, und wie ihn die Else in's Herrenzimmer führt, waren die Lichter angesteckt, und der Münzenberger liegt in einem Sessel und schreit in einem fort: „Zwei sind hin, jetzt kommt's an den Dritten!“ Der Pfarrer vermahnt ihn, daß er sich das Herz erleichtern solle, und der Schloßherr nickt mit dem Kopf und sagt: „Die Kannen liegen im — im —“ weiter kömmt er nicht. Seine Kinnbacken fingen an zu arbeiten, als wenn er noch etwas sagen wollte, konnte es aber nicht mehr herausbringen. Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirne, dann schnappte er noch einmal nach Luft, und

— aus war es mit ihm. Wie er nun daliegt mit offenem, aufgesperrtem Munde, wie wenn er immer noch etwas zu sagen hätte, — hui! da klirrt das Fenster, die Scheiben fahren auf den Boden, und der Rabe schießt herein, fliegt schreiend durch's Zimmer und schlägt mit seinen Flügeln die Lichter aus, daß es stockfinster wurde.

An dem Abend ist die Else närrisch geworden. Da der jüngste Sohn nicht herauf in's Schloß ziehen wollte, blieb sie allein drin wohnen. Bei Tag ging sie niemals heraus, in den mondhellen Nächten aber kam sie herunter in's Dorf an den Brunnen und wusch ihre Wäsche. Sie grüßte nicht und dankte nicht, wenn ihr Jemand begegnete, wenn man aber fragte: „wie geht's, Else?“ blieb sie stehen, sah einen mit starren Augen an und murmelte: „es wirft, es wirft im Keller mit Steinen, — man kann kaum bleiben vor dem Werfen.“

Nun war noch der jüngste Sohn des Schloßherrn übrig: der war ein rechtschaffener, leutseliger Mann und hatte sich verheirathet, — Kinder aber hatte er nicht. Sonst ging's ihm gut, und alle Menschen gönnten's ihm, und er lebte noch lange mit seinem Weib, nachdem sein Vater gestorben war. Da zog der Krieg wieder heran, und alle Leute, die einzeln wohnten, flüchteten; so wollten denn auch die beiden Herrenleute, weil sie das Wildensteiner Schloß nicht bewohnen wollten, hinabziehen nach Eschau.

Ihre Habe hatten sie zusammengepackt, die Pferde waren angeschirrt und standen im Hof, — vom Thale aber

zog ein Gewitter auf. Wie sie nun über die Schloßbrücke fahren, bricht das Wetter los, es donnert und blitzt, und die Pferde werden scheu und springen mit dem Wagen in den See: drin sind die Herrenleute ertrunken. Den Grund, der ihnen gehörte, heißt man heute noch den Herrengrund, und die Wiese, wo ihr Schloß stand, die Herrenwiese, und den Brunnen, der dort quillt, den Herrenbrunnen. Das Schloß aber verfiel ganz und gar, und aus den Steinen ist das erste Haus in der Unteraulenbach gebaut, links am Weg, wenn man von Eschau aus in's Dorf kommt. Hiermit war das Geschlecht der Münzenberger ausgestorben und das Wildensteiner Schloß und Amt kam nun an die Grafen von Rieneck, die ein edles Geschlecht waren und viele Jahre regierten.

Der Künigenbrunnen im Wildenseeer Grund dort, wo das Schloß mit dem vielen Gold und Silber versunken, fließt heute noch und spült von dem Golde hie und da aus. Vor nicht langer Zeit sind fremde Leute von weit her gekommen und haben Sand aus dem Brunnen geholt, und nach einem Jahre holten sie wieder, und wußte Niemand, wo sie her waren und was sie damit wollten. Wie sie aber zum dritten Male gekommen und den Sand geholt hatten, sagten sie: „Jetzt kommen wir nicht mehr, wir haben nun Goldes genug: wenn die Leute wüßten, was in dem Sand wäre, könnten sie alle reich werden.“ Man vermuthet, es seien Bergleute gewesen.

VII. Die ungleichen Brüder.

Droben im Wald, wo die Tannen an's Wildensteiner Feld stoßen, heißt man's „beim Haubenschneider". Es hat einst einen Mann gegeben, den man so zu nennen pflegte, und an dem Ort, wo man noch einen Steinhaufen sieht und ein Viereck, wie von einer abgebrochenen Mauer, ist sein Häuschen gestanden, in dem er etliche Jahre gewohnt hat und zuletzt gestorben ist. Davon erzählt man sich Folgendes:

Zu einem Amtmann auf dem Wildensteiner Schlöß, der ein böses Gerücht hatte, kamen einmal vor Zeiten zwei Brüder, weither aus dem Schwabenland gebürtig, die daheim weggegangen waren, um sich ein Unterkommen zu suchen. Der älteste hieß Rasmus und war ein Schreiber, der jüngste trug eine Geige mit sich und war ein Musikant. Doch nannte man ihn auch den Haubenschneider, vielleicht weil er das Handwerk gelernt hatte und darauf sich zu nähren pflegte.

Als der Amtmann nun lang genug sich mit ihnen besprochen hatte, nahm er den Rasmus zu seinem Schreiber an und ward von Tag zu Tag mehr Freund mit ihm: denn der Rasmus war ein feiner Kopf, und der Amtmann merkte bald, daß er ihm zu seinen bösen Stücken wohl helfen könne. Den Musikanten konnte er zwar nicht brauchen, aber er

hieß ihn auch dableiben: denn er hatte ihn gern um sich und ließ ihn manchmal ein Lied singen, um sich die bösen Gedanken zu vertreiben. Da wollte dieser auch einmal ein Kirchenlied singen, welches anfängt:

„O wüster Sünder, denkst du nicht,
Was dein verruchtes Leben
An jenem großen Weltgericht
Für Lohn dir werde geben?“

Darüber wurde der Amtmann so bös, daß er aufsprang und ihm die Geige zerschlagen wollte, und ihn anfuhr, er solle nur gleich weiter gehen und ihm niemals mehr vor die Augen kommen. Der Haubenschneider nahm seine Geige und seinen Stecken und ging auch alsbald, und sein Bruder Rasmus gab ihm das Geleite. Wie sie nun durch Wildenstein gekommen und aus dem Wald getreten waren, wo man unten im Thal die Hesselsmühle liegen sieht und links im Grund Eschau, nahmen sie von einander Abschied, und der Haubenschneider sagte: „Rasmus, wir werden in dieser Welt einander nicht mehr sehen, aber einst zu deinem Begräbniß werde ich kommen. Laß mich dann Gutes von dir hören. Du bist in kein gutes Haus gekommen und geräthst wieder auf deinen alten bösen Weg, was Gott verhüte!“ Das ging dem Rasmus durch's Herz, und er gab seinem Bruder die Hand und weinte und versprach ihm alles Liebe und Gute, — dann schieden sie.

Als der Rasmus aber von seinem Bruder getrennt war, war sein guter Engel von ihm gewichen, und bald hatte er

sein Versprechen wieder vergessen. Durch den Amtmann kam er herunter nach Eschau und wurde zum Kornmesser gemacht. Nun that er, was ihm wohlgefiel, hielt den Amtmann, die Herrschaft und die Unterthanen ganz gleich, — er betrog sie nämlich alle drei mit falschem Maß, und wurde je länger, je ärger. Es kamen theure Jahre, und in der ganzen Gegend wurden die Leute ihm schuldig. Aber da mochten die Schuldleute kommen, denen er in der theuren Zeit einen Vorschuß geleistet, und auf die Kniee vor ihm fallen und um noch ein wenig Geduld betteln, er kannte kein Erbarmen: er ließ ihnen die einzige Kuh aus dem Stall und das Hemd vom Leibe verkaufen und trieb sie fort in's Elend, und wenn sie meinten, es würden ihre und ihrer Kinder Thränen ihm noch auf der Seele brennen, so meinte er, die würden ablaufen, wie das Regenwasser von einem Ziegeldach. Freunde hatte er keine, vielmehr die Leute seufzten und schrieen wider ihn zu Gott, bis der sie endlich von ihm erlöste. In einer Nacht hörte man ihn fürchterlich schreien, bald im obern, bald im untern Stock, bald in der vordern, bald in der hintern Stube, — am Morgen lag er todt im Bett, das ganze Gesicht blau unterlaufen.

Beweint hat ihn Niemand; bei seinem Begräbniß aber ist's seltsam zugegangen.

Wie nämlich der Pfarrer ihn eingesegnet hat und die Gemeinde anstimmt: „Nun laßt uns den Leib begraben,“

und man den Sarg in's Grab läßt, da kommt ein fremder Mann gegangen, drängt sich durch die Leute und wirft drei Hand voll Erde auf den Sarg, und ist der Einzige, der nasse Augen hatte. Es war der Haubenschneider, der zu seines Bruders Begräbniß gekommen. Er war auch alt und grau geworden, aber er hatte noch seine Geige umhängen, gerade wie ehedem. Als das Grab fertig war, steckte er das Kreuz darauf und ging mit den Leuten zum Gottesacker hinaus. Er fragte nach, wie sich sein Bruder gehalten; aber da hörte er ein böses Gerücht. Das ging ihm durch's Herz, und wie er genug und übergenug gehört hatte, sagte er blos: „es ist also doch wahr!“ ging rechts ab von den Leuten hinüber nach dem Platz, wo er seinen Bruder noch einmal weichmüthig gesehen hatte und mit einem guten Vorsatz, baute sich dort ein Häuschen und wohnte daselbst viele Jahre. Er war freundlich und dienstfertig gegen Jedermann, aber er sprach nicht viel mit den Leuten, sondern war immer allein: nur singen und spielen hörte man ihn jeden Morgen und Abend. Einmal war er krank, und als er mehrere Tage sich gar nicht mehr hatte sehen lassen, hörte ihn eines Abends ein Mann, der mit Holz aus dem Walde kam und an seinem Häuschen ausruhte, gar beweglich singen:

„Valet will ich dir geben
Du arge, falsche Welt,
Dein sündlich böses Leben
Durchaus mir nicht gefällt.

Im Himmel ist gut wohnen,
Hinauf steht mein Begier,
Da wird Gott ewig lohnen
Dem, der ihm dient allhier."

Dem Holzhauer trat, während er ihn singen hörte, das Wasser in die Augen. Es war wohl sein letztes Lied gewesen. Tags darauf hat man ihn todt in seinem Bett gefunden. Das Gesangbuch war noch aufgeschlagen, aus dem er gebetet, das Oellämpchen war ausgebrannt, das Wasserkrüglein leer, und die Saiten auf der Geige zersprungen, — er aber lag da wie schlafend.

Der Rasmus, sagt man, kann im Grabe keine Ruhe finden. Auf dem Speicher mißt er oft ganze Nächte hindurch das Korn, kehrt zusammen und hebt die Säcke: am Morgen aber liegt Alles wieder an seinem Ort. Einmal waren Leute auf dem Speicher und redeten von ihm, und Einer rief: „Rasmus, komm!" da stand er plötzlich da, und als sie eilends die Treppe hinunter sprangen, fiel der, welcher gerufen hatte, und brach das Bein. Auch in einem andern Hause, wo er einen Fruchtboden hatte, mußte er sein Wesen treiben. Der Mann im Hause hörte, wie er einfaßte und abstrich, und dabei in einem fort fragte: „Wo soll ich's denn hintragen, das Korn, wo soll ich's hintragen?" Da faßte sich der Mann ein Herz und rief: „Trag's wieder hin, wo du's genommen hast!" Wie er das gesagt hatte, war Alles still, und seitdem hat er sich nicht mehr im Hause hören lassen.

Wahr ist das nicht, aber eine Ehre ist's just auch nicht, wenn einem nach dem Tod eine solche Nachrede wird.

Seines Bruders Name wird hie und da auch noch manchmal genannt, wiewohl sein Häuschen verfallen und unter dem Haidekraut und Gebüsch, das jetzt dort wächst, wenig mehr davon zu sehen ist. Manche Leute nämlich, wenn sie spät in der Nacht den Wald herabgekommen sind über die Münzplatte, haben sie mit einem Male, als wenn's aus der Luft käme, eine Musik gehört von lauter Geigen, so hehr und lieblich, als wenn die Engel im Himmel selber die Spielleute wären. Rechtschaffenen Leuten kommt's Beten drüber an, — wenn aber Einer flucht, so lautet's, wie wenn eine Saite zerreißt auf einer Geige, und die Musik hört auf.

Wo die Musik wohl herkommen mag? Die droben sind, mögen nicht mehr auf diese Welt, und die drunten — dürfen nicht; es ist aber so eine Rede geworden, wenn Einer die Musik hört und fragt: wer denn die Geigen spiele? daß man sagt: das thut der Haubenschneider.

VIII. Der Schwedenkopf.

Wer im Dorfe bereits die zwanziger Jahre erreicht hat, erinnert sich gar wohl einer steinernen Säule, auf der der Kopf eines Mannes, in Stein ausgehauen, sich befand, der „Schwedenkopf“ geheißen. Sie stand in der Mitte des Dorfes neben dem damaligen Ziehbrunnen, zur Seite der das Dorf durchziehenden Hauptstraße. Es ist schade darum, daß die Säule, als man vor einigen Jahren den Ziehbrunnen zu einem Pumpbrunnen umwandelte, verschwunden ist, und bis jetzt, trotz aller Mühe, nicht mehr aufgefunden werden konnte: denn sie galt als das Wahrzeichen des Dorfes und stammte aus einer zwar an großem Elend reichen, doch aber ewig denkwürdigen Zeit.

Als nämlich der dreißigjährige Krieg in Deutschland wüthete, hatte auch das Erbachische Gebiet, zu dem ehmals das Dorf gehörte, alle Drangsale zu erleiden, die überall im Gefolge dieses Krieges zu sein pflegten. Zuerst kam derselbe mit Plünderung und Brandschatzungen,*) dann, als

---

*) Eine alte „Erbachische Reformationsgeschichte von Luck“ ist reich in Aufzählung der einzelnen geübten Greuel. „Den 3. Oktober 1622,“ heißt es darin, „quartirte die ganze Cosackische Armee à 12,000 Mann zu Heubach. Und das war die zwölfte Einquartirung in diesem Jahr. Alle Stuben, Keller, Kirchhof ꝛc. standen voller Pferde. Fünfzig Brandensteinische Reiter fielen in Eschau ein,

nichts mehr zu plündern übrig war, brachte der Krieg zwei noch furchtbarere Begleiter — den Hunger und die Pest. Alle Kirchhöfe waren damals zu klein, denn die mörderische Seuche begnügte sich nicht mit einzelnen Opfern, sondern raffte gleich ganze Haushaltungen dahin. Es wurden große Gruben gegraben, und ohne Sarg und Kreuz, ohne Sang und Klang wurden die am selben Tage Gestorbenen, Mann und Weib, Jung und Alt, Freund und Feind, zusammen eingescharrt. Vom Herrn von Fechenbach erzählt man, daß er täglich vom Thurm aus die Schornsteine zählte, die noch rauchten, — mit jedem Tag wurden ihrer weniger, und am Ende der Pest rauchten im ganzen Orte Sommerau nur noch drei. Der Graf Georg Albrecht von Erbach hatte seinen Unterthanen geboten, daß die Hausväter aus allen benachbarten Orten allsonntäglich nach Fürstenau in die Schloßkirche gehen sollten, und stellte sich unter die Kirchenthüre, um sie zu zählen, und zählte unter Thränen jeden Sonntag weniger, bis zuletzt noch ein halbes Dutzend sich einstellte, die allein übrig waren, und mehr Schatten ähnlich sahen, als lebenden Wesen.

Damals wurde die obengedachte Säule aufgerichtet. Allgemein nämlich in Deutschland schrieb man die Krankheit einer Vergiftung der Brunnen zu, und so suchte man auch in Eschau durch Ausgraben frischer Brunnen sich zu

---

plünderten den Ort, öffneten die Kirche mit Hebeln, raubten den Kelch und Kirchenornat 2c. Haben auch in jedem Dorf Jemand erhenkt oder sonst ermordet 2c."

helfen. Zuerst grub man einen neuen Brunnen an der Kirchenstaffel, dann den Brunnen in der sogenannten Vorstadt, dann den an dem jetzigen Wagnershause, das damals die schöne Inschrift trug: „Der Engel Schaar dieß Haus bewahr'!“ — aber das Wasser, das aus allen diesen Brunnen floß, hatte die bläuliche Farbe und war Pestwasser. Endlich wollte man noch einen Versuch machen und einen fünften Brunnen graben in der Mitte des Dorfs, — aber es fehlte an Händen: die Pest hatte schon so aufgeräumt, daß die Wenigen, die noch gesund und lebendig waren, für das Werk nicht ausreichten.

Da kamen gerade, als man rathlos das Unternehmen aufgeben wollte, die ersten Schweden in's Ort, eine ganze Kompagnie, und weil sie längere Zeit in Eschau in's Quartier sich legen wollten, vielleicht auch, weil die Einwohner ihres Glaubens waren, erboten sie sich dienstfertig, den Brunnen zu graben. Sie hatten ihn bald zu Stande gebracht: man untersuchte das Wasser, und siehe! es war klar und rein, wie nur jemals eines aus einem Brunnen gekommen.

So sehr man sich darüber freute, konnte man sich doch der Besorgniß nicht erwehren, es werde mit diesem Brunnen auch gehen, wie mit den andern: nach einer Weile werde das Wasser auch wieder vergiftet sein. Der schwedische Hauptmann aber sagte: „Da will ich euch einen guten Rath geben! Laßt einen Schwedenkopf aushauen und an dem Brunnen anbringen, dann wird er ungefährdet bleiben.

Denn der Schwed wird von unserem HErrgott geliebt und vom Teufel selbst gefürchtet.“ Die Leute thaten so, sei's, weil sie auch der Meinung waren, oder den tapfern Schweden zu Ehren, ließen neben dem Brunnen eine steinerne Säule aufrichten und auf der Säule einen Kopf aushauen, der den Kopf eines Schweden vorstellen sollte. Die Säule, an der die Schweden ihre Pferde beim Tränken anhängten, nannte man, so lang sie stand, die „Schwedensäule“ und den Kopf den „Schwedenkopf.“ Der Brunnen aber gibt sein Wasser rein und unverdorben bis auf den heutigen Tag.

IX. Die Frau Hulle.

Auf dem Schellenberge zwischen Haimbuchenthal und Wintersbach stand vor Zeiten ein Schloß, und im Schloßhof ein Lindenbaum. Der war sehr groß und schön, und es ging die Sage, so lang der Lindenbaum stehe und grün sei, werde das Schloß auch stehen, wenn er aber dürr und abgängig geworden, würde das Schloß verfallen und die Herrenleute würden in's Abwesen gerathen.

In dem Schloß nun lebte einmal ein Schloßherr, der hatte zwei Söhne. Der älteste war sehr groß und schön,

der jüngste aber war klein und häßlich. In seiner Jugend hatte er einmal das Bein gebrochen, und man nannte ihn darum nur den krummen Jakob. Wie nun der Schloßherr sein Ende nahe fühlte, ließ er sie Beide vor sein Bett kommen, übergab dem Einen das Schloß, als dem Erstgebornen, und eine große Kiste mit Geld, und ermahnte ihn, den Jakob bei sich zu behalten, zeitlebens ihm brüderlich zu begegnen und an nichts es ihm fehlen zu lassen. Das versprach nun der Aelteste mit Hand und Mund; wie aber der Vater gestorben war, und er das Schloß überkommen hatte, hielt er's nicht mehr, vielmehr behandelte er den Bruder schlechter, als den geringsten Taglöhner. Er ließ ihn nicht mit sich am Tische essen und nicht in seinem Schlosse wohnen, sondern er mußte im Stall bei den Pferden schlafen und mit den Hunden aus einer Schüssel essen. Da ging der Jakob, als er sah, daß der Bruder kein brüderliches Herz gegen ihn habe, eines Tages zu ihm und verlangte sein Erbe, denn er wollte sein Glück weiter suchen; der Schloßherr aber gab ihm nichts, sondern schlug ihn und ließ ihn zum Schloß hinauswerfen.

Also geht der krumme Jakob traurig fort in den Wald, immer zu, Berg auf, Berg ab, und wie er in's Thal kommt, wo heutzutage die Karthause steht und die alte verfallene Kirche, ist's Abends, und er setzt sich unter einen Baum, legt den Kopf in die Hände und weint bitterlich. Wie er wieder aufstehen will, sitzt gegenüber auf

einem Stein eine alte Frau mit grauen Haaren und runzlichtem Gesicht, die spinnt, und wie sie das Rad tritt, nickt sie in Einem fort dazu mit dem Kopf, — das war die Frau Hulle. Sie hatte eine kleine Platthaube auf dem Kopf, wie sie die alten Weiber sonst in der Kirche aufzusetzen pflegten, und eben ein solches schwarzes wollenes Mützchen, das nur bis knapp unter die Ellenbogen ging, und darunter vom Ellenbogen bis an die Hände weiße Stauchen. Sie fragt ihn, warum er so traurig sei? Er aber sagt: „Ihr könnt mir doch nicht helfen!“ und will weiter. „Du bist der krumme Jakob aus dem Schloß,“ sagt sie; „ich kenne dich und deinen Bruder, und will dir wohl und kann dir helfen, wenn du mir das Zutrauen schenken willst.“ Da ging dem krummen Jakob das Herz auf, — denn seit seines Vaters Tod hatte noch kein Mensch freundlich ihm zugeredet, — und er klagte, wie sein Bruder ihn so schlecht behandelt, wie er sein Erbe ihm vorenthalten, und ihn, wie einen Bettler, aus seinem väterlichen Schloß hinausgeworfen. Die Alte aber sagte: „Komm mit mir! Nach drei Jahren wollen wir wieder zu deinem Bruder gehen, vielleicht reut's ihn bis dahin, und er gibt dir dein Eigenthum.“

Der Jakob ließ sich das gerne gefallen, und sie nahm ihn mit sich in ihr Häuschen und gab ihm auf, ihren Rosmarinstock zu gießen, und ihre Katze zu füttern, und ihr Flachsfeld zu bauen, und im Winter mußte er Pfahlstecken schneiden für die Weinbergsbauern und Schiffs-

stangen für die Schiffsleute, und im Frühjahr trug er sie an den Main, um sie zu verkaufen. Wenn die rechte Zeit dazu gekommen war, nahm die Frau Hulle ihren Spinnrocken in die Hand, als einen Gehstock, und ihre Kötze (Huckelkorb) auf den Rücken, und packte ihr Garn hinein, um es auch zu verkaufen, und ging mit, und wenn dem Jakob die Pfahlstecken und Schiffsstangen zu schwer wurden wegen seines lahmen Beines, nahm sie ihm die Last ab und warf sie mit ihren dürren Armen oben auf die Kötze, als wenn's Strohbürden wären. Zwischen Haßloch aber und Faulbach ist hart am Wege ein Stein, dort ruhte sie jedesmal aus, und wo ihre Kötze mit den Füßen aufstand, sind die Löcher davon heute noch zu sehen. So hatte es der Jakob recht gut bei ihr; dabei lehrte sie ihn alle Bauernarbeit, so daß er sich zuletzt besser darauf verstand, als ein geborener Bauer. —

Wie aber die drei Jahre um waren, sagte die Alte: „Komm, nun wollen wir zu deinem Bruder gehen!“ und nahm ihren Spinnrocken in die Hand und die Kötze auf den Rücken, und der Jakob ging mit. Den Bruder fanden sie im Schloßhof unter der Linde sitzen, — denn es war sehr schwül an dem Tag, und die Linde blühte und gab einen großen und kühlen Schatten, und die Vögel sangen in ihren Zweigen. Wie sie herankommen, fragt er sie nach ihrem Begehr, und die Frau Hulle nimmt das Wort für den krummen Jakob und sagt: sein Bruder

sei da, und wolle, was ihm gehöre. Der Schloßherr aber flucht und sagt, wenn sie nicht gleich gingen, wolle er ihr ihren alten wackeligen Kopf herunter reißen und dem Krummen das andere Bein auch noch lahm schlagen. Da wurde die Alte sehr zornig, nahm ihren Spinnrocken und stieß ihn in die Linde, und alsbald, wie dieß geschehen, fliegen die Vögel auf, und der Baum fängt an zu zittern von der Wurzel bis zum Gipfel, und aus dem Stamm und den Aesten und Zweigen läuft der Saft und tropft auf den Boden, und die Blätter werden gelb und fallen ab, und die Frau Hulle sagt: „O du arger Böswicht, sieh her! wie dem Lindenbaum, so soll es dir gehen und deinem Hause, — so sollst du verdorren und verschmachten und absterben, und kein Glück mehr haben ewiglich!“ Dann ging sie mit dem Jakob von dannen.

Wie sie gesagt hatte, so geschah's. Als der Lindenbaum verdorrt war, da hielt das Schloß nicht mehr. So oft es stürmte, fiel auch ein Thurm oder eine Mauer ein, und der Regen schwemmte die Steine hinweg, so daß man's nicht mehr aufbauen konnte. Kein Mensch wollte mehr im Schlosse bleiben, und der Schloßherr wohnte im Keller, — dort stand die Geldkiste, und von der wollte er sich nicht trennen, sondern hütete sie Tag und Nacht. Zuletzt, wie nichts mehr vom Schlosse übrig war, als der Keller und der verdorrte Lindenbaum, der vor dem Keller stand, kam auf Martini in der Mitternacht ein

großer Sturm und warf den Lindenbaum auch um: der fiel gerade vor die Kellerthüre und sperrte den Ausgang, und der Schloßherr konnte die Thüre nicht mehr aufbringen, wie er sich auch anstemmte und nach Hilfe schrie, und mußte elendiglich auf seiner Geldkiste verhungern.

Die Frau Hulle aber wußte das Alles gar wohl, — und den Tag nach seinem Tode kommt sie, hebt den Lindenbaum hinweg, öffnet die Kiste und scheidet das Geld in zwei gleiche Theile: den einen läßt sie liegen, den andern nimmt sie mit; und wie sie aus dem Keller tritt, stürzt der auch zusammen. Daheim gibt sie dem Jakob das Geld und sagt: „So! jetzt hat jedweder das Seine, — er und du! — wie's der Vater befohlen hat. Nimm, was dein ist; aber den Edelmann schlag dir aus dem Sinn und werd' ein Bauer: so kannst du noch Glück haben. Leb' wohl, mich wirst du jetzt nicht mehr sehen!"

Da nahm der Jakob Abschied und baute sich von dem Gelde einen großen Bauernhof auf dem Hundsrück bei Altenbuch, nahm eine Frau und viele Knechte und Mägde, und ward ein großer Bauer. Keine Seuche kam in seinen Stall, und keine Raupen auf seine Obstbäume, und kein Hagelschlag über seine Felder. In der Erntezeit, wenn das Gesinde alle Hände voll zu thun hatte, damit das gute Erntewetter nicht verpaßt würde, geschah es oft, daß wenn sie in der Früh auf's Feld kamen, die Arbeit schon

gethan war, daß die Garben alle geschnitten und gebunden und auf Haufen gestellt waren, daß man sie nur hineinzufahren brauchte. Die Leute sahen sich groß darum an, — der Jakob aber wußte wohl, wer's gethan hatte. — Wie ihm sein erster Sohn geboren wurde, und er's den Nachbarsleuten anzuzeigen ging, meinte er in seiner Freude, er müsse der Frau Hulle doch auch davon Meldung thun, und machte sich zu ihr auf den Weg, — aber wie er auch suchte und sich die Augen rieb, er konnte weder das Häuschen mehr finden, noch das Thal, in dem das Häuschen gestanden, und nachdem er den ganzen Tag vergeblich im Walde herumgelaufen, fand er sich Abends, als man die Lichter anzündete, wieder vor seinem Bauernhof. Endlich ist er in hohem Alter gestorben.

Sein Hof steht noch, und der Bauer, der ihn heut zu Tage in Bestand hat, heißt der Hundsrücks-Philipp.

X. Der Künigenbrunnen.

In dem Waldthale, durch welches man von Eschau nach Wildensee geht, ist ein Brunnen von seltsamer Beschaffenheit. Sein Wasser ist nicht gut zu trinken: es ist

ungesund und hat einen bitteren Geschmack. — Das kommt von den bittern Kummerthränen her, die einmal in diesen Brunnen sind geweint worden.

Es ist nämlich in der uralten Zeit, als von Eschau noch kein Haus stand, sondern nur das Schloß auf der Wiese zwischen dem Schleifbächlein und der Elsava, welches jetzt spurlos verschwunden ist, eine Königin durch's Thal gegangen — in großem Leide. Ihr Gemahl war geblieben im Krieg, ihre Kinder in Feindesgewalt gerathen. Drei Tage lang war sie schon durch den Wald geirrt, ihre Kleider waren zerrissen von den Dornen, und ihre Füße wund vom harten Gestein, und die Augen brannten ihr im Kopfe, denn sie hatte noch keine Thräne weinen können. Da legte sie sich nieder unter den Buchen neben dem Brunnen und meinte, das Herz müsse ihr zerspringen vor großem Weh, Gott aber hatte endlich Mitleid mit ihr: sie hielt ihr brennendes Gesicht in den kühlen Quell, und ihre Zähren lösten sich und rannen hinein. Seit dem schmeckt der Brunnen nach den Thränen der Königin und heißt der Künigenbrunnen. Was es aber für eine Königin gewesen ist, weiß man nicht.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalts-Ueberſicht.

Seite

„Zu Straßburg auf der Schanz.“ 3

Dorfſagen.

1. Was die alten Sagen eigentlich bedeuten . . 57
2. Der Weber und der Tod 58
3. Der Schäfer von Elſenfeld 67
4. Der Rüdte von Kollenberg 74
5. Der Hannes-Jakob von Hoppach 80
6. Die Nachtmahlskannen 87
7. Die ungleichen Brüder 95
8. Der Schwedenkopf 101
9. Die Frau Hulle 104
10. Der Künigenbrunnen 110

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Caspari, Karl Heinrich,

'Zu Straßburg auf der Schanz' Dorfsagen. Von K. H. Caspari

Stuttgart 1865
P.o.germ. 1949 h#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10127846-3